



1945 erinnern

Ein lebensgeschichtliches Leseheft

zusammengestellt von
Gert Dressel und Günter Müller

© Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“
sowie die Autorinnen und Autoren

© Foto: Johann Krivda

Wien, im August 2005

Kontakt:

Dr. Gert Dressel, Mag. Günter Müller
Institut f. Wirtschafts- u. Sozialgeschichte, Universität Wien
„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien
Tel.: 01/4277-41306
E: doku.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at, gert.dressel@univie.ac.at

Ein Projekt der **„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“** am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien in Zusammenarbeit mit **Radio Ö1**, dem **Institut für Wirtschaftsinformatik** der Universität Linz, der **Abteilung Kultur- und Wissenschaftsanalyse** der Wiener IFF (Universität Klagenfurt) sowie dem **Österreichischen Institut für Erwachsenenbildung** in St. Pölten



VORWORT

Nicht erst seit dem heurigen Gedenkjahr ist in Medien und Geschichtsbüchern ausführlich über die verschiedenen Ereignisse des Jahres 1945 gesprochen und geschrieben worden. Weniger aufgearbeitet als das militärische und politische Geschehen dieser Zeit wurden in den vergangenen Jahrzehnten hingegen lebensgeschichtliche Erfahrungen. Menschen haben im Alltag des Kriegs und Nachkriegs, vor allem im zwischenmenschlichen Bereich, Erfahrungen gemacht, die nachher oft nicht aussprechbar gewesen sind – gleichwohl wirken sie bis heute nach.

Wir wollen mit unseren Aktivitäten unter dem Motto „1945 erinnern“ sowohl Gespräche und Auseinandersetzungen (in einem positiven Sinn des Wortes) zwischen den Angehörigen der älteren Generation anregen und die Weitergabe lebensgeschichtlichen und alltagshistorischen Wissens an die nachfolgenden Generationen fördern. Das kann gesellschaftlich sinnvoll und individuell heilsam sein. Ein erster Schritt dazu ist, über eigenes Erleben nachzudenken und die persönlichen Erinnerungen an diese Zeit festzuhalten.

Dazu möchten wir Sie mit unserem Leseheft anregen. Damit ist diese Textsammlung auch kein fertiges und ausgefeiltes Endprodukt, sondern sie hat vor allem einen „Gebrauchscharakter“. Vielleicht erkennen Sie sich in dem einen oder anderen lebensgeschichtlichen Text wieder, weil Sie ähnliches erlebt haben. Vielleicht haben Sie aber auch anderes erlebt und sehen sich in Ihren Erfahrungen nicht durch unsere Textsammlung vertreten. Wie auch immer, ob Gemeinsamkeiten oder Unterschiede: Wir würden uns freuen, wenn Sie Ihre Geschichten zu Papier bringen würden. Aus Platzgründen haben wir für diese Broschüre aus dem Bestand der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ Textpassagen ausgewählt, in denen vor allem über Erfahrungen im Jahre 1945 berichtet wird. Wir wissen natürlich, dass es ein „Davor“ und ein „Danach“ gibt; auch daran sind wir interessiert.

In der Wissenschaft, gerade in der Geschichtswissenschaft, gibt es das Ideal der „Objektivität“. Wir wissen, dass sich auch Autor/innen von lebensgeschichtlichen Erinnerungstexten zuweilen an diesem Ideal orientieren. Oft sind sie bemüht, nicht nur das eigene Leben, sondern vor allem die „großen“ Ereignisse und Abläufe der Zeit lückenlos zu dokumentieren. Die Aussagekraft von lebensgeschichtlichen Erzählungen hat allerdings weniger mit den darin berichteten historischen „Tatsachen“ zu tun – die zeitgeschichtlichen Vorgänge und Zusammenhänge auch des Jahres 1945 lassen sich besser in Geschichtsbüchern nachlesen. Die Stärke von schriftlichen oder erzählten Lebensgeschichten liegt vielmehr darin, dass sichtbar wird, wie sich geschichtliche Abläufe auf das Leben von Menschen auswirken und wie diese Menschen damit umgehen. Es ist ja nicht nur interessant, *was* damals geschehen ist, sondern auch *wie* Menschen das Geschehene erlebt und bewältigt haben – und: welche Gedanken und Erfahrungen, Einstellungen und Lebensperspektiven womöglich auf Erlebnissen in der Vergangenheit beruhen.

Es ist also ganz und gar kein Nachteil, dass lebensgeschichtliche Aufzeichnungen immer „subjektiv“ sind. Jede und jeder sollte konsequent das erzählen und aufschreiben, *was*

sie oder er in den Jahren um 1945 erlebt und empfunden hat – und *wie* man dies verarbeitet hat. Uns ist wichtig, dass die persönlichen Lebensgeschichten glaubwürdig, anschaulich und für andere nachvollziehbar Einblicke in Situationen der eigenen Vergangenheit geben – und mögen diese Situationen zunächst als noch so unbedeutend erscheinen. In unseren Augen nähert man sich einer „historischen Objektivität“ darüber an, dass man möglichst viele „subjektive“ Sichtweisen auf das Vergangene zusammenbringt. Wenn man sich des eigenen Blickwinkels vergewissert hat, ist es womöglich einfacher, andere – auch entgegengesetzte – zuzulassen.

Wir denken, dass unser Leseheft bereits eine Vielfalt an Sichtweisen bietet: Frauen, Männer, Wehrmachtsangehörige bzw. Kriegsgefangene, Heimatvertriebene, KZ-Opfer und andere kommen zu Wort. Einige Autor/innen empfanden 1945 als eine Befreiung, andere dagegen als Niederlage. Oft wird von erlittenem Leid unterschiedlicher Art erzählt; einige Autor/innen erinnern sich aber auch an Momente der Freude.

Wir würden uns freuen, wenn Sie das Erinnerungs- und Erfahrungsmosaik mit Ihren „subjektiven“ Geschichten noch erweitern könnten. Wir werden natürlich in der kommenden Zeit darüber nachdenken, in welcher Form wir die neuen Texte und die darin beschriebenen Erfahrungen aufbereiten können. Vielleicht haben aber auch Sie Ideen ... Zunächst aber wünschen wir Ihnen eine anregende Lektüre und freuen uns auf Ihre persönlichen Erinnerungstexte.

Wien, im August 2005

Gert Dressel und Günter Müller

Inhalt

Krieg und Nachkrieg

Ida Ebner: „Unser Haustor trug russische Schriftzeichen ...“	9
Hermine Prevolschek: „Dann aber geschah etwas Unvorhergesehenes ...“	14
Karl Rauch: „In diesen Panzern saßen noch Russen, die verbrannt waren ...“	19
Hans Heinz Weber: „Wir hatten uns wahrlich eine andere Art der Befreiung erwartet ...“	23
Ernestine Hieger: „Was, wenn ich nur allein weg bin? ...“	25
Elfriede Steinert: „Niemand kam mir zu Hilfe ...“	28
Rosa Imhof: „Beileibe war des Grauens noch nicht genug ...“	32
Erika Schöffauer: „Wie aus heiterem Himmel ...“	35
Dietrich Derbolav: „Es war ein Lehrstück ...“	37

Heimwege und Irrwege

Herbert Hacker: „Meine Familie hat meine Lebensmittelkarte – und einen Esser weniger ...“	41
Alois Mayrhofer: „Ich konnte weder lachen noch weinen ...“	43
Friedrich R. Miksa: „Wo war denn die alte, so vertraute Gasse? ...“	45
Josefa Paul: „Je näher ich der Heimat kam ...“	48
Hans Gamliel: „Sie war eine Meisterin der Improvisation ...“	54
Fritz Roubicek: „Jedem Wiener lacht das Auge' ...“	58
Luise Hanny: „Der Irrweg meines tschechischen Briefes ...“	61

Vom Organisieren und Improvisieren

Hertha Bren: „Nie wieder lassen wir dich hamstern gehen!' ...“	65
Günther Doubek: „Ich mied den Resselpark daraufhin drei Monate lang ...“	66
Elfriede Strachota: „Dies war die Grundsteinlegung für einen florierenden Schleichhandel ...“	70

Norbert Kraus: „Alle Nazi müssen raus! ...“	73
Hedwig Öhler: „Meinen Schulweg musste ich zu Fuß bewältigen ...“	75
Neue Ordnungen und Neuorientierungen	
Hilde Krauland: „Wir haben den Humor nie verloren ...“	81
Adele Zelenka: „Scham und Trauer spiegelten sich in meinem Gesicht wider ...“	82
Adolfine Schumann: „Was kann man von einem gelernten Unteroffizier anderes erwarten? ...“	86
Maria Parizek: „Nach ein paar Drinks würden wir etwas lockerer werden ...“	89
Gertrud Jagob: „Eine Spirale gegenseitigen Nichtverstehens ...“	91
Else Fritsch: „Wie schön war es, auch im Wald den Kuckuck rufen zu hören! ...“	94
Emma Köhler: „Das Leben ist kostbar ...“	96

Krieg und Nachkrieg

Ida EBNER

wurde 1923 in Walbersdorf (Burgenland) geboren. Ihre Eltern betrieben eine Gastwirtschaft und waren als überzeugte Katholiken und Monarchisten Gegner des Nationalsozialismus.

**„Unser Haustor trug
russische Schriftzeichen ...“**

Einem Wunsch meiner Mutter möchte ich noch nachkommen: Das Jahr 1945, wo die Front unser Burgenland überrollt hat, möchte ich noch aufschreiben. Mutter sagte damals, das müsste man aufschreiben, was da die Leute erlebt und gelitten haben.

Wir waren durch das Abhören der Auslandssender wohl immer auf dem Laufenden, wo die Front stand: Die Russen in Ungarn bei der Schlacht bei Budapest, die Amerikaner in Oberitalien, und dann immer die Aufrufe an die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren: „Ihr seid bald frei“. Jeder Einzelne machte sich seine eigene Vorstellung von einem Kriegsschauplatz.

Als Ende Feber, Anfang März Flüchtlinge aus Rumänien mit aufgeladenem Hausrat die Straßen bevölkerten und der Wehrmacht den Weg erschwerten, fragte man sich ja, wo denn diese Leute alle hinwollten. Als sie dann auch in unserem Dorf stecken blieben, wurden vom Bürgermeister Frauen und Kinder in die Häuser verteilt, auch bei uns lagerten sie im Extrazimmer und im Gasthaus am Boden auf Decken. Mutter kochte ihnen eine warme Suppe und für die Kinder gab es Milch. Unser Kleinrichter hatte im Dorf einige Stellen, wo er trommelte, wo er dann seine Verlautbarungen bekannt gab. Da hieß es, von jedem Haushalt müsse eine Person um 6 Uhr zum „Schanzen“ am Bahnhof Mattersdorf

sein, Schaufel sei mitzunehmen, auch das Essen.

So war auch ich dabei, Anfang März 1945. Wir fuhren an die Staatsgrenze. Im Zug und dann auch beim Ausheben des Grabens fragten einige von uns, wozu das gut sei: „Glaubt ihr denn, dass so ein Graben die Russen aufhalten wird?“ Es waren aber viele, die noch an einen Sieg für Hitler glaubten. Wir verrichteten täglich unsere Arbeit im Haus, Vater und unser „Polacke“ am Feld. Ende März wurden im Ort Panzersperren errichtet. Französische Gefangene und unser „Polacke“ waren gut befreundet, und sie trafen sich oft in unserem Haus im Wirtschaftstrakt. Die hatten dort irgend einen Sender oder ein Funkgerät!

Auch eine Ukrainerin mit einem kleinen Kind hatten wir im Haus. Das Kind war in Österreich zur Welt gekommen. Sie machte meinen Eltern Mut und sagte: „Ich Russki sagen: ‚Du gut, du nicht Hitler Freund‘.“ Wir dachten auch gar nicht daran, etwas zu verstecken. Doch Sophie, die Ukrainerin, sagte zu Vater, wir sollten Lebensmittel vergraben; wir hatten keine Ahnung, wo und wie und weshalb. Dann vergruben wir aber Schmalz und auch etliches Bettzeug – meine „Ausstattung“. Als sich auch unsere Nazis anschickten, mit voll beladenem Wagen unseren Ort zu verlassen, wusste man nicht, ob man auch mitfahren sollte.

Doch Mutter und Vater sagten: „Wir haben ja nichts angestellt“. Und wo sollten wir hin – bei all diesen verstopften Straßen und den vielen Fliegerangriffen auf die Hauptdurchzugsstraßen? Ende März hörte man Kanonendonner. Durch den

„Feindsender“ im Radio wusste man, wo die Front war. Es war so eine Unruhe, Flucht, Angst und Gleichgültigkeit. Am meisten half noch das Beten. Zu Beginn der Karwoche gab es noch eine heilige Messe, dann, am Karfreitag, stockte der rasche Vormarsch der Russen in Walbersdorf, Teilen von Marz und Mattersburg. Es kam zu einem Stellungskrieg mit SS-lern und Leuten vom Volkssturm: Das waren Männer wie mein Vater über 50, Veteranen des Ersten Weltkriegs und ganz junge, in einem Schnellsiedekurs ausgebildete Soldaten ohne Fronterfahrung.

Als unser Ort unter Artilleriebeschuss lag und unsere Kirche arg getroffen wurde, kamen Frauen und Kinder in unseren Gewölbekeller mit Decken und dem Notdürftigsten, dass sie in aller Eile zusammengerafft hatten. Es waren so an die 25 Leute. Karsamstag Nachmittag schlugen rundherum die Geschosse ein. Unser Keller hatte schmale Luftschachte nach außen, von dort hörte man Laufen, Schreien und Schießen. Unser Nachbarmädl, Lehner Herta, und ich kletterten im Keller über die Burgunder (das sind Rüben, Futter für die Kühe und Pferde) ganz weit hinauf in die Nähe des Fensters, wo die Rutsche war, um die Rüben herunterzuschmeißen.

Meine Überlegung war: Sollte der Keller verschüttet werden, so könnte man nach draußen rufen. Wir gruben uns mit den Rüben ein Versteck, so dass man uns vom Keller aus nicht sehen konnte. In Decken gehüllt waren wir ganz still. Dann kam die Nacht. Es war eine unheimliche Stille im Keller. Es waren kleine Kinder im Keller, auch ein Säugling, die Walpurga vom Köller, mein Täufling.

Die Leute fühlten sich im Keller sicher. Doch im Morgengrauen des Ostersonntag – draußen war eine unheimliche Stille nach dem Lärm und Kampf der Nacht – hörten wir im Hof russische Stimmen. Drei oder vier russische Soldaten kamen in den Keller, sie vermuteten hier deutsche Soldaten. Als sie merkten, dass hier nur Zivilisten waren, rissen sie meinem Vater den Ehering vom Finger und sammelten sämtliche Armbanduhren ab. Wir zwei rührten uns nicht in unserem Versteck. Sie verlangten, dass alle Leute wieder heimgehen sollten. Wir zwei Mädchen wollten nicht in die Hände der Russen kommen, und es wusste ja niemand, wo wir waren.

Schwere Lastwagen fuhren in unseren Hof, und in unserem Haus wurde ein Nachschublager für die kämpfende Truppe, die Richtung Wiener Neustadt und Wien zog, eingerichtet. Dies bedeutete, dass Zivilisten unser Haus nicht betreten durften, es waren Wachen aufgestellt. Alle Lebensmittel und beweglichen Güter wurden von den Russen konfisziert. Meine Mutter flüchtete zur Resi Tante und ihrer Schwiegertochter, die als Kroatin sich ein wenig mit den Russen verständigen konnte; die ließ man in ihrem Haus in Ruhe. Mein Vater wollte unbedingt im Haus bleiben, und als ihn ein Deutsch sprechender Russe fragte, was er hier mache, und mein Vater ihm sagte „Towarisch“ [Kamerad], das ist mein Haus“, lachte der ihn aus, und man glaubte, unser großes Haus gehöre einem Magnaten! Man ließ ihm im Pferdestall auf einem Streckessel schlafen. Dann kam schon der Tross nach.

Sie hatten ja drei Tage Plünderungsrecht. Sehr schlecht wirkte sich der viele

Wein in den Kellern aus. Betrunkene Soldaten und das Schreien der Frauen, die ihnen über dem Weg liefen. Als sich unsere Ukrainerin bemerkbar machte, ging man auch mit ihr nicht gut um, und als ein Offizier das Kind sah und sich Sophie für meinen Vater und unser Haus gute Worte einlegte, kam es zu einer grotesken Szene. Man glaubte, mein Vater sei der Vater ihres Kindes, und er entging nur ganz knapp dem Tod. Diesen russischen und polnischen Zwangsarbeitern trauten die Soldaten nicht. Man fing sie zusammen, einige sollen sogar nach Sibirien geschickt worden sein. Welch eine Tragik! Dabei hatten sie sich Freunde erhofft. Erst Ostermontag Früh, als alle Soldaten in ihrem Rausch eingeschlafen waren, kam der Lang-Vetter und holte uns aus dem Keller. Das war wie ein Wunder, dass wir aus unserem Versteck so ungeschoren herauskamen.

Wir suchten den Heuboden von unserem Nachbarn auf. Wir getrauten uns fast nicht in die Küche, um etwas Essbares und etwas Wasser zu suchen, und auch dort verkrochen wir uns. Wir wussten aber auch, dass dies keine Lösung war, und wir wussten nicht, wo alle Walbersdorfer sich versteckt hielten. Als es Abend wurde, sahen wir wieder den Lang-Vetter, und mit ihm suchten wir sein Haus auf, denn dort waren keine Russen. Er steckte uns über einen geheimen Abgang, eine Falltüre in einem Zimmer, in den Weinkeller. Ein alter Teppich und ein Diwan verdeckten die Falltüre. Im Keller waren schon acht andere Mädchen. Lehner Herta und ich suchten uns eine Ecke, um uns hinzulegen, einige Stück Brot mussten wir uns

teilen. Ein Kellerfenster brachte uns am Tag etwas Licht und Luft. Der Lang-Vetter hatte vor dem Fenster einen Holzbock und hackte dort Holz, um mit uns etwas reden zu können. Er musste aber auch ziemlich viel Holz vor das Fenster werfen, um diesen Keller bzw. uns Mädchen nicht zu gefährden.

Wir waren sehr müde und schliefen viel. Am nächsten Tag drohte uns große Gefahr, entdeckt zu werden. Im Zimmer, wo der Einstieg in den Keller war, wurde von einem Russen Quartier bezogen. Man hörte, wie er sich ins Bett fallen ließ. So mussten wir uns sehr ruhig verhalten, man durfte nicht husten. Wir hatten auch ein lungenkrankes Mädchen im Keller, und die schrie im Schlaf. Daher musste eine von uns immer wach bleiben und auf die anderen aufpassen. Wir wechselten uns ab. Wir waren Gefangene in unserem Versteck. Der Durst quälte uns.

Als der Russe für kurze Zeit das Haus verließ und der Lang-Vetter beim Kellerfenster uns Mut zusprach, fragte ich ihn, ob es denn nichts zu trinken gebe. Er warf uns Zündhölzer herunter, damit wir uns ein bisschen Licht machen konnten, und sagte uns, ein volles Weinfass sei im Keller und auch ein Weinheber. Nun machte ich mich an die Arbeit. Es gab im Keller nur ein einziges Glas, und für unseren Durst war ja der starke Blaufränkische auch nicht gut geeignet. Doch er war besser als nichts, und als ich herauszog, bekam ich schon den Mund voll, und jede wollte zu trinken haben. Am meisten bedrängte mich das kranke Mädchen, doch gerade diesem wollte ich wegen der Ansteckungsgefahr (offene TBC) zuletzt geben. Der Wein machte

uns müde und brannte uns im Magen. Wir hatten schon vier Tage nichts zu essen gehabt. Am nächsten Tag zog der Russe weiter, und der Lang-Vetter wollte auch nicht mehr eine so große Verantwortung für so viele Mädchen übernehmen.

Im Dorf war es schon ruhiger geworden. Nur zu mir sagte man: „Du kannst nicht nach Hause, euer Hof ist beschlagnahmt.“ Der Lang-Vetter ließ uns – Lehner Herta war noch bei mir – auf seinen Dachboden, dort hatten wir frische Luft, und auch Brot, Speck und Wasser gab er uns. Auf dem Boden erholten wir uns etwas, und durch die Ziegellücken konnten wir auf die Straße schauen. Am nächsten Tag ging ich zu Resi Tante und zu meiner Mutter. Dort schliefen wir, vier kleine Kinder und vier Erwachsene, auf Matratzen im Zimmer. Eine heiße Suppe war für mich sehr wichtig. Als ich nach meinem Vater fragte, sagte man mir, den hätten die Russen verschleppt. Das machte mich ganz mutlos.

Nach einigen Tagen kam Vater zurück. Da Wien in schnellem Tempo von den Russen erobert wurde, kam das Nachschublager nach Baden, und Vater musste seine eigenen Kühe bis Baden treiben, und noch viele andere Kühe (Beutegut) dazu. Wir hatten uns die Befreiung anders vorgestellt. Besonders unser Haus wurde von vielen Befreiern beraubt. Aber nicht alle im Dorf wurden beraubt. Gerade unsere Nationalsozialisten verloren nichts. Bei denen waren nur die älteren Menschen da geblieben, und die Russen mochten ältere Menschen.

Etwa 14 Tage nach Ostern kam eine Verlautbarung. Von jedem Haus hat sich

eine Person vor der Kirche mit einer Schaufel einzufinden, wir hatten keine Ahnung, wozu. Hätte ich gewusst, was die Russen von uns wollten, wäre ich in mein Versteck zurück. Unser Altbürgermeister musste den Russen 60 Personen bereitstellen. Wir waren der Meinung, Arbeit für einen Tag verrichten zu müssen. Wir Mädchen – und es waren einige Mädchen dabei – waren in alte Kleider gehüllt und schlampig angezogen. Schaute man uns ins Gesicht, versuchten wir uns umzudrehen. Es kamen sechs Soldaten, natürlich bewaffnet, und es hieß: „Dawei!“ In all den anderen Gemeinden schlossen sich Leute an, so dass ein langer Zug von etwa 400 Leuten zusammenkam. Es war ein weiter Marsch von 25 bis 30 Kilometern – und wir waren schon sehr geschwächt.

Als wir Wiener Neustadt erreichten, wies man uns leer stehende, zum Teil ausgebombte Häuser zu, um dort zu übernachten. Um 6 Uhr Früh wurden wir geweckt, es gab kein Frühstück, und wir hatten einen Wall um Wiener Neustadt zu legen und Laufgräben auszuheben. Vom Semmering hörte man Schüsse, dort war die Front. Jeder von uns musste vier Meter ausheben. Da war manchmal auch viel Schotter, je nachdem, wie halt die Erdschichten waren. Am Abend waren wir todmüde. Einige alte Männer waren dabei, die die leer stehenden Häuser nach Essbarem durchsuchten, die Russen dachten gar nicht daran, uns wenigstens eine warme Suppe oder Kaffee oder Tee zu geben. In der Früh zählte uns ein Posten, ob wir auch alle aufgestellt waren. Uns Mädchen nahm er aus der Reihe, ein Deutsch sprechender Russe sagte, man brauche uns in der

Kaserne (Militärakademie, dort gab es leichtere Arbeit wie kochen, bügeln usw.) Wir lehnten ab, weil wir schon gehört hatten, dass es den Mädchen dort nicht gut ging (Vergewaltigungen). Da wurde er böse, und wir wurden wieder zum „Schanzen“ eingeteilt.

Diese Nacht wurde eine Nacht, dass wir glaubten, jetzt kommt das Ende. Es war draußen eine wilde Schießerei und ein Lärm, aber es mischte sich auch Gesang dazu. Zeitig in der Früh kam ein Offizier ins Zimmer, er schrie ganz freudig auf Deutsch: „Der Krieg ist zu Ende. Hitler ist kaputt!“ Ich dachte mir nur: „Gott sei Dank, nun kommen wir wieder nach Hause!“ Da stand auf einmal die Frau Pötschacher auf und schrie den Russen an: „Wieso ist unser Führer kaputt?“ Wir bekamen alle einen Schreck. Der Russe riss sein Gewehr herunter und schaute diese Frau ganz wild an, sagte ein russisches Schimpfwort und schlug die Tür zu. Jetzt war ja unsere Arbeit beendet, und ich dachte mir, ich verschwinde, doch es war nicht leicht. Wir wurden noch zwei Tage festgehalten. Auf dem Heimweg bekamen wir in den Dörfern etwas zu essen. In der Nacht kamen wir natürlich wieder zu Fuß zur Resi Tante. Wir waren froh, wieder daheim zu sein. Nun versuchten wir wieder, daheim Fuß zu fassen.

Unser Haustor trug russische Schriftzeichen, die wir aber nicht lesen konnten. Bei unserer Nachbarin war ein russischer Offizier im Quartier. Sie hatte zwei kleine Kinder und bekam Zucker, Mehl und Kaffee und alle möglichen Lebensmittel vom Offizier, und sie gab mir auch davon. Als mich der Russe fragte, wo ich wohne, zeigte ich ihm unser

Haus. Er sprach auch Deutsch und sagte zu Frau Schandl: „Das sind ja Nazi.“ – „Aber nein“, sagte sie, „die sind das Gegenteil, Gegner der Nazi!“ Da rief er mich zurück und sagte, ich solle sofort die russische Schrift abwaschen, da stehe nämlich: „Hier wohnen Faschisten. Plünderungsrecht.“ Unser Haus schaute auch dementsprechend aus und meine Mutter war darüber geschockt. Doch Resi Tante, ihre Schwester, sagte ihr, wir müssten froh sein, dass wir alle gesund seien.

Nun noch zum Vater, dem man arg mitgespielt hatte. Einige Walbersdorfer wurden erschossen, in der Familie meiner Freundin Ulreich Gusti sogar fünf Personen. Vater musste ihre Großeltern beerdigen, aber wie! Einen Karren musste er sich suchen und die Toten ohne Sarg, in Leintücher eingewickelt, aufladen und in den Friedhof hinaus ziehen, ein Grab ausheben und alle hinein legen. Wieso wurden diese fünf Personen erschossen? Das hat man nie erfahren, wahrscheinlich war es ein Racheakt eines Russen, dem vielleicht auch seine Angehörigen von den Deutschen erschossen worden waren.

Als wir im Mai ins Haus konnten, mussten wir alles sauber machen. Meine Mutter saß manchmal auf der Stiege und war sehr traurig, weil sie uns so viel gestohlen hatten. Ich antwortete ihr: „Mutter, unser Haus steht!“ Es gab zwei Treffer. Eine Granate hatte in der Gaststube eingeschlagen, aber nicht so viel Schaden gemacht, weil der Boden voller Heu war; der zweite Treffer war ins Knechtzimmer gegangen und war von der Seite gekommen. Unser Kirchturm war auch getroffen worden.

Ich habe schon erwähnt, dass Vater unser Vieh bis Baden mit dem Tross der Russen mittreiben musste. Die Pferde hatten schon die Deutschen genommen, bis auf unser Fohlen, ein Jährling, das wollte nicht mitlaufen, so hatten wir dieses noch. Unsere Zuchtsau, die wir schon drei Jahre gehabt hatten, wurde von den Russen geschlachtet. Was uns blieb, waren unsere landwirtschaftlichen Geräte und die Ernte auf den Feldern. Die Milch holte ich von meiner Tante aus Zemendorf, Schmalz hatten wir – besser gesagt die Sophie, unsere Ukrainerin – vergraben. Zehn große Dosen Schmalz, sie wusste, dass wir unsere Lebensmittel verstecken müssen. Wo die Sophie hinkam, wissen wir nicht. Sie haben die französischen, polnischen, russischen Zwangsarbeiter schlecht behandelt, weil sie für uns gearbeitet hatten.

Hermine PREVOLSCHEK

wurde 1919 als jüngstes von insgesamt acht Kindern auf einem kleinem Bauernhof in Wöbling nahe Graz (Steiermark) geboren. Nach dem Besuch der Volksschule arbeitete sie auf dem elterlichen Hof, den sie auch zu Kriegsende gemeinsam mit ihrer Schwester bewirtschaftete.

„Dann aber geschah etwas Unvorhergesehenes ...“

Zwei Tage nach den Osterfeiertagen kam wieder unsere Nachbarin und verkündete, die Russen seien zurückgeschlagen worden. Wir bräuchten keine Angst mehr zu haben. In kürzester Zeit würden die Amerikaner bei uns landen. Das war wie eine Botschaft vom Himmel. Unsere Vorstellung von den Siegermächten war derart naiv, wir ordneten sie ein wie Tag und Nacht, wie Himmel

und Hölle. Wir dachten nicht daran, dass es Menschen waren, ob sie nun aus dem Osten oder aus dem Westen kamen. Und dass Menschen jeder Rasse und Nationalität gut und böse sein können. Wir lebten in einer unbeschreiblichen Stimmung der Hoffnung auf die Amerikaner.

Wir gingen wieder aufs Feld und wollten den Acker für die Kartoffelsaat richten. Da kam aus dem nahe gelegenen Wald eine Gestalt auf uns zu, kroch auf dem Boden als sei es ein krankes Waldtier oder ein angeschossener Hund. Als ich nachsehen wollte, richtete sich die Gestalt auf und ging mit raschen Schritten auf mich zu. Es war ein Soldat in deutscher Uniform.

Ein abgezehrter Mann, mager, bärtig, schmutzig, herabgekommen. Er redete hastig, beinahe unverständlich. Ob der Krieg zu Ende sei, fragte er. Wir mussten leider antworten: „Nein. Die Amerikaner sind noch immer nicht da.“ Er sagte, seine Einheit habe sich aufgelöst; alles sei zerschlagen worden. Über die Leichen unzähliger Kameraden und Feinde sei er gestolpert, geflohen. Er wolle nicht mehr in den Krieg, er wolle heim nach Salzburg. Auch er wolle sein Feld bestellen und arbeiten. Er wolle nicht mehr töten. Und dann bat er kleinlaut, verschämt, ob wir für ihn ein Stück Brot hätten.

Wir hatten im Jausenkorb Brot und Apfelmilch. Ich schnitt ihm ein großes Stück ab, und er biss gierig hinein. Doch bald sagte er: „Ich muss es meinem Kameraden bringen. Er ist im Wald und hat sich nicht heraus gewagt. Aber auch er hat Hunger.“ Da gaben wir ihm alles Brot, das wir hatten, und die Flasche mit

dem Apfelmost. Aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele wünschten wir ihnen eine glückliche Heimkehr nach Salzburg.

Doch ich hatte Angst um sie. Deserteure wurden mit dem Tod bestraft. Ich hatte es gesehen, als ich wenige Tage vorher in der Stadt war. Da lagen auf einem Gehsteig neun deutsche Soldaten am Boden. Jeder hatte auf der Brust ein Schild, darauf stand geschrieben: „Verräter“. Mit einem Kopfschuss hatte man sie niedergestreckt, Österreicher von Österreichern.

Viele Menschen, die vorübergingen, wagten es nicht einmal hinzusehen. Wegen der Feldgendarmerie, die Posten stand, als hätten sie Angst, dass diese Toten aufstehen würden. Sie standen nicht mehr auf. Fliegen, Schwärme von schwarzen Fliegen bedeckten ihre Gesichter und schwirrten um die Unglücklichen.

Das war der Lohn für sechs Jahre Kriegsdienst, für Jahre der Entbehrung, der körperlichen und geistigen Not. Eine Kugel in den Kopf, weil sie wussten, es war ein verlorener Krieg, weil sie nicht mehr sinnlos töten, weil sie heimkehren wollten. Ich lief aus der Stadt, konnte keinen Menschen mehr sehen. Ich begann sie zu hassen, diese Menschen, die fähig sind, alles abzuschütteln mit dem einen teuflischen Satz: „Es ist eben Krieg“. Ich hatte auf jenem Heimweg geweint, weil ich an die Mütter denken musste, die ihre Söhne mit Liebe empfangen, mit Schmerzen geboren und mit großen Opfern heranwachsen sahen. Nun lagen sie dort als Schandmal, als Verräter, ein Fraß der Fliegen.

Ich nahm mir in jener Stunde vor, niemals für diese grausame Welt einen Sohn zu gebären. Später wurde ich trotzdem Mutter von zwei Söhnen. Mein Hass legte sich, als ich dort am Kartoffelacker eine so große, selbstlose Liebe erfuhr. Hier wollte einer – ausgehungert – sein Stück Brot seinem Kameraden bringen. Welch Gegensatz! Und Welch Trost!

Am nächsten Tag wollten wir die Saatkartoffeln in die Erde bringen. Kaum hatte der Morgen begonnen, als von der Straße ein seltsames Gemurmel hörbar wurde. Es kam näher und näher. Was war es? Ein feindliches Fluggeschwader? Nein, es klang anders. Es klang wie das Wehklagen einer ganzen Menschheit.

Und dann stockte unser Herzschlag. An den Fensterstäben klammerten sich Hände, viele Hände, knöchern, wie aus den Katakomben, und Schreckgesichter starrten uns durch die Gitter entgegen. Hässliche Totenköpfe, einer wie der andere. Es waren keine Totenköpfe. Menschen waren es, geschlagene, gedemütigte, getretene Menschen. Sie schrieten mit heiseren Stimmen: „Seid barmherzig, auf dass auch der Gott Abrahams und Jakobs mit euch barmherzig ist!“ Immer dieselben Worte riefen sie.

Da erkannten wir sie. Es waren ungarische Juden, die aus einem Lager in die Gaskammer getrieben wurden. Ich weiß nicht, wie viele es waren. Waren es Hunderte, oder ging es in die Tausende? Plötzlich war unser ganzes Tal voll dieser erbarmungswürdigen Gestalten, zum Skelett abgemagert, in Lumpen gehüllt, die meisten von ihnen ohne Schuhe, nur blutige Fetzen um die Füße gewickelt.

Wie konnte man einer solch großen Menge auch nur die kleinste Hilfe geben? Sie gingen in den Keller und holten sich die rohen Kartoffeln, aßen sie mit einer Gier, wie ich es noch nie zuvor bei Tieren gesehen hatte. Sie nahmen unsere letzten Saatkartoffeln, die wir am selben Tag legen wollten. Hunger tut grausam weh!

Sie wussten es alle, dass sie in den Tod gingen. Keiner versuchte zu fliehen. Es hätte auch nichts genützt. Ihr Ende war die Gaskammer, sie wussten es. Trotzdem kam einer und bat mich um ein Aspirin. Sein Freund sei krank, habe große Schmerzen. Ich wollte Aspirin suchen. Aber da stand der SS-Mann vor mir. Er schrie, ob ich denn nicht wisse, welche Strafe es bedeute, diesen jüdischen Schweinehunden etwas zu geben?

Seltsamerweise hatte ich keine Angst. Ich schaute ihm ins brutale Gesicht und fragte: „Was dann, wenn zufällig Sie der kranke Jude wären? Dürfte ich Ihnen auch nicht helfen?“ Die Frage überraschte ihn. Betroffenheit lag in seinem Blick. Doch dann kam die grausame Antwort: „Ich würde zuerst meine Mutter, das Judenweib, töten. Dann den Vater und zuletzt mich. Juden müssen ausgerottet werden. Aber ich bin kein Jude!“ Als ich mich von ihm abwenden wollte, redete er weiter. Er schaute in weite Fernen und sagte: „Auch mich werden sie bald treiben. Auch ich habe mein Zeichen in das Fleisch geschrieben. Nach Sibirien werden sie uns treiben. Auch ich werde verrecken und keiner wird mit mir Mitleid haben. Aber jetzt sind noch die anderen dran.“ Er lachte ein hässliches Lachen und schwang sich aufs Pferd, ließ

die Peitsche über die Köpfe seiner Getriebenen sausen und ritt davon.

Ich fragte mich, wer nun wohl bedauernder sei: diese Menschen, die bei aller Not noch an den Gott Abrahams glaubten und hofften, oder dieser SS-Mann, der seine Angst nur in Hass und Grausamkeit abreagieren konnte? Es gab in jener Zeit so viele Fragen ohne Antwort. (...)

Nach dem Einmarsch der Sowjetarmee:

Allmählich wagten wir uns aber wieder auf die Felder, und auch die Dorfkirche füllte sich am Sonntag wieder. Am Abend gingen die Leute sogar zur Maiandacht. An solch einem Abend – ich war allein daheim geblieben – ging ich auf den Hügel hinter unserem Haus, um Ausschau zu halten, ob die Straße noch immer von den heimkehrenden ukrainischen Fremdarbeitern besetzt war. Da fasste mich jemand am Knöchelgelenk. „Ein Russe“, schrie ich und wollte mich losreißen. Da sah ich auf dem Boden liegend vier Köpfe.

Vier Augenpaare blickten mich an, in denen Verzweiflung lag, Resignation und die Schatten des Todes. Einer hauchte: „Sind Russen da?“ Als ich verneinte, glaubten sie mir nicht. Eine Angst war in diesen vier Menschen, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Als ich sie einlud mit mir zu kommen, konnten sie sich kaum noch auf den Füßen halten. Vier blutjunge, deutsche Soldaten waren es, die sich vor der russischen Gefangenschaft fürchteten. Fast zwei Wochen lagen sie schon im Wald, hatten sich mit jungen Blättern und Gras genährt und starben nun beinahe vor Hunger und Durst.

In jener Zeit konnten wir keine Milch abliefern. Alles stand still. So ernährten wir uns hauptsächlich von Milchgerichten. Auch an jenem Abend stand ein großer Topf voll Hirsebrei auf dem Herd. Wir nannten es „Kascho“. Woher dieser Name stammte, weiß ich nicht. Hirse hatten wir aus eigener Ernte, und Milch gab es im Überfluss. Ich lud die vier Männer ins Haus und stellte ihnen eine große Schüssel voll „Kascho“ vor. Keiner wollte sich setzen.

Sie aßen stehend und ließen nicht zu, dass ich mich entfernte. Sie trauten mir nicht. Es war kaum vorstellbar, wie schnell sie die erste Schüssel leerten. Ich füllte sie ein zweites Mal. Erst jetzt redeten sie ein paar Worte. Sie waren Preußen und hatten der SS angehört – junge, verführte, verblendete Knaben. Vielleicht waren sie mutig gewesen, zu töten. Zum Sterben fehlte ihnen noch der Mut. Als sie gingen, sagten sie, ich hätte ihnen das Leben gerettet. Ich dachte: „Vielleicht für einen Tag, vielleicht für viele Jahre?“ Wer konnte das damals sagen? Sie krochen wieder am Boden in Richtung des Waldes nach Westen. Die Angst war geblieben, doch der Körper hatte wieder etwas Kraft. Ich schaute ihnen nach, bis sie im Wald verschwanden, und dachte: „Vielleicht wird einmal einer seinem Kind erzählen von einem kleinen Bauernhaus am Berghang und von einer Schüssel ‚Kascho‘? Vielleicht werden sie in Sibirien ihr junges Leben lassen? Vielleicht wird es einmal keine Kriege mehr geben? Vielleicht kommt einmal der Frieden?“ (...)

Herbst 1946: Das Leben hatte sich wieder normalisiert. Die Russen waren zum Großteil abgezogen, und man begann

sich wieder seines Daseins zu freuen. Immer wieder trafen Heimkehrer ein, kamen zurück – schäbig, verwahrlost, aber sie waren da! Auch bei denen, die umsonst auf die Rückkehr ihrer Lieben gewartet hatten, begannen die Narben zu heilen. Im Dorf rüstete man für ein großes Erntedankfest.

Da kam ein Brief, mit fremder Marke beklebt. Ich erkannte sogleich Jans Handschrift. Oh Gott, Jan war nicht gefallen – Jan lebte! Der Himmel hatte mein Gebet erhört! Jan schrieb, er sei in französischer Gefangenschaft. Er müsse schwer arbeiten, müsse aufbauen, was die Deutschen zerstört und vernichtet hatten. Doch es gehe ihm verhältnismäßig gut. Vielleicht würde er in ein oder zwei Jahren wieder frei sein. Ich freute mich wahnsinnig und spürte doch: Jan war ein anderer geworden. Ich fühlte es aus jeder Zeile. Das Kriegsleben hatte ihn verändert. Doch ich hoffte, dies würde wieder gut, sobald er wieder frei wäre. Nein, ich hoffte es nicht – ich glaubte.

Nun hatte die Post wieder zusätzliche Arbeit. Denn viele Briefe fanden nun zwischen Österreich und Frankreich ihren Weg. Einmal schickte er mir zwei Ringe. „Damit du mich nicht vergisst“, schrieb er. Der Hochzeitstag liege aber noch in ungewisser Ferne.

Dann aber geschah etwas Unvorhergesehenes. Es war im Februar 1947: Eine jugoslawische Magd in unserer Umgebung hatte Zwillinge geboren. Eine mir bekannte Frau namens Veit hatte sie übernommen. Die junge Kindesmutter – arm, mittellos – konnte nicht für beide Mädchen sorgen. Sie beschloss, eines

weg zu geben. Frau Veit bedrängte mich, es aus Barmherzigkeit anzunehmen. Ich wollte nicht; ich hatte andere Zukunftswünsche. Doch ich ließ mich überreden, in die Klinik mitzukommen und sie mir anzusehen. Dort aber ging alles so schnell. Schwestern verstaute das kleine Bündel Mensch – es wog etwas mehr als ein Kilogramm – in ein paar Tücher, legten es in eine alte Strohtasche und drückten es mir in die Hand. So einfach mag selten eine Mutter zu einem Kind gekommen sein. Der Arzt sagte, es würde ohnehin nicht überleben, falls es die Mutter nicht wenigstens dreimal täglich stillen würde. Es schien, als wolle er mich beruhigen. Es ging wohl hauptsächlich um den Platz – um das Spitalbett. Ich aber wünschte, es möge leben.

Die Mutter kam einige Tage, dann blieb sie weg. Ihre Dienstgeberin erlaubte es nicht mehr. Karenzurlaub kannte man damals nicht. Wir versuchten es mit gewässerter Kuhmilch. In jener schweren Nachkriegszeit gab es keine Nahrungsmittel, wie sie heute überall angeboten werden. Selbst um einen Schnuller zu bekommen, musste man die halbe Stadt absuchen. Die ersten drei bis vier Wochen waren schwierig, ein Kampf um das Leben des kleinen Mädchens. Jeden Morgen stellte Vater die bange Frage: „Lebt sie noch?“ Es schien, er wolle an diesem fremden Kind gutmachen, was er an seinen eigenen Nachkommen versäumt hatte.

Die Mädchen hießen Margaretha und Franziska. Margaretha war die stärkere, sie hatte bei der Geburt zwei Kilogramm und zwanzig Dekagramm gewogen. Sie bekam eine Pflegemutter in Liebendorf, südlich

von Graz. Nach einem Monat schien es, als sei unsere Franziska überm Berg. Die Verdauung funktionierte, das Gesicht bekam eine gesunde Färbung; es schien sogar, als sei sie schon etwas gewachsen. Wir freuten uns! Wir hatten uns an das Kind gewöhnt, wir liebten es! Es war keine Frage mehr, wir wollten es für immer behalten.

Erst jetzt entschloss ich mich, Jan davon zu berichten. Jan aber reagierte anders, als ich erwartet hatte. Es schien mir so streng, so hart und lieblos, was er schrieb. Er möge Kinder, aber eigene und von seinem Blut. So ein fremdes Kind würde bald das Aschenputtel in der Familie. Ich solle es an ein Ehepaar weitergeben, welches selbst keine Kinder bekäme. Dort wäre sein Platz. Ich müsse mich entscheiden – zwischen ihm und dem Kind! Da wurde er mir plötzlich so fremd, ganz fremd. Und unendlich weit weg! Als sei er auf einem Planeten, wo es keine Liebe gibt. Vielleicht tat ich ihm unrecht. Doch ich konnte nicht anders; ich entschied mich für Franziska. Ein Traum ging wieder zu Ende.

Die Ringe schickte ich ihm zurück. Ich glaube, es hat ihn nicht sehr getroffen. Er schrieb, er werde nun für immer in Frankreich bleiben. Es sei ein gutes Land, und er hätte Chancen, sich nach der Entlassung eine gute Zukunft aufzubauen. Aber unsere Freundschaft möge bleiben – was dann auch geschah.

Teile des Texts sind veröffentlicht im Sammelband: „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen.“ Geschichten vom Essen und Trinken“, hg. von Jürgen Ehrmann; „Damit es nicht verlorengelht ...“, Bd. 34, Wien (Böhlau) 1995.

Karl RAUCH

wurde 1911 in Wien geboren und wuchs im 10. Bezirk auf. Während des Krieges war er im Flugmotorenwerk in Wiener Neudorf beschäftigt. Seine Frau und kleine Tochter wurden vor dem Kriegsende in Richtung Westen evakuiert. Er selbst blieb in Wien.

„In diesen Panzern saßen noch Russen, die verbrannt waren ...“

In unserer Wohnung lagerte ich einige der Lebensmittel ein. Als ich zur Tür kam, schaute ich in den Briefkasten, und was war drinnen? Wieder eine Einberufung zum Volkssturm. Ich ignorierte diese, deponierte die Lebensmittel und ging zu meinen Eltern in die Siccardsburggasse schlafen. Von da an lebte ich sozusagen dann als „Unterseeboot“, das heißt, ich tauchte nirgends offiziell auf, war einmal da, einmal dort, schlief bei uns im Keller in der Leebgasse auf zwei Matratzen, schlief bei meinen Eltern oder meinem Schwager und Schwägerin in Rustenfeld. Wenn ich ausging, bemühte ich mich krampfhaft, keiner Militärstreife in die Hände zu fallen.

Die Russen schossen nach Wien herein. Ich war gerade bei meinen Eltern in der Wohnung, als eine Stalinorgel eine Salve in die Pernerstorfergasse schoss, so dass die Häuser zwischen Van-der-Nüll-Gasse und Herzgasse zerstört wurden. Vater und ich sausten sofort in den Keller. Dann war Stille, eine Feuerpause oder ähnlich. Wir hielten die Ungewissheit nicht aus, und ein Nachbar, der Herr Weingärtler, sagte zu mir: „Herr Rauch, gemma schau'n, was is!“ Wir gingen also aus dem Haus und längs der Pernerstorfergasse in die Leebgasse. Als ich mich einmal umdrehte, sah ich hinter uns zwei Russen. Ich sagte zum Nachbarn:

„Ja was soll'n wir machen?“ Sagte er: „I waß net.“ Meinte ich: „Na gemma ruhig weiter. Derweil machen's uns nix!“

Wir kamen zur Quellenstraße, da kamen uns zwei Russen entgegen. Wir waren sozusagen nun von hinten und vorne belagert. Ich griff in meine Hosentasche, weil ich Zigaretten eingesteckt hatte, da zuckte der Russe mit der Waffe, denn er dachte, ich wolle ihn angreifen. Ich zog schnell die Zigaretten heraus, der Russe machte eine verächtliche Handbewegung, sagte: „Da, da“ und bot uns selbst Zigaretten an. Also, es war sozusagen eine Freundschaft geschlossen. Herrn Weingärtler schossen die Tränen in die Augen, und er sagte: „Auf diesen Augenblick habe ich schon jahrelang gewartet. Das ist schön!“ Doch eine halbe Stunde später hatte er keine Uhr mehr, denn die Russen hatten ihn „abgerüstet“. Mir nahmen sie meine Lederjacke weg. Eine Lederjacke war nämlich für sie wertvoll, denn diese trugen nur die Kommissare und nun fühlte sich der Russe, der die Lederjacke trug, als Kommissar.

Es war eine schreckliche Zeit. Die Russen, die vorerst nicht plünderten, wurden von Mongolen abgelöst, die ein Feldlager in der Quellenstraße aufschlugen. Sie standen dort mit ihren Pferden, ihren Wägen, und lagerten auf ihren Decken. Sie plünderten in den Häusern, wo es nur ging. Meine „guten“ Nachbarn hatten nichts Besseres zu tun als russischen Offizieren, die Quartier suchten, unsere Wohnung aufzusperren. Da unsere Zimmermöbel bei Schwager und Schwägerin waren, benützten die Russen unser Wohnzimmer als Wachlokal. In der Mayer-Fabrik, vis-a-vis, hatten sie Pomade

geraubt und sich die Haare damit eingeschmiert. In der Wohnung waren dann an der Wand und auf dem Fußboden lauter hässliche Fettflecken. Gabys Kinderwagen diente ihnen als Abfallkorb. Hannelis und mein Fahrrad benützten die Offiziere, um an die Front zu fahren. Die Front war am Südtirolerplatz.

Es war schrecklich! In der Nacht hörte man die Menschen schreien, da die Russen in die Häuser eindrangen und die Frauen vergewaltigten. Es brachen Seuchen aus. Das war der Grund, dass an manchen Häusern an den Haustoren Zetteln mit der Aufschrift, „Achtung Typhusgefahr!“ angebracht wurden. Es war in deutscher und russischer Schrift zu lesen. Diese Häuser mieden die Russen. Eines Abends, als es ruhiger war, nahm ich mir ein Herz, ging zu so einem Haus, stibitzte einen Zettel, spritzte Lysol drauf und brachte ihn an unserem Haustor an. Ich hatte eine Flasche Lysol in meinem Schrank gefunden, so war nicht nur der Geruch da, sondern es war auch zu lesen, dass hier Gefahr bestehe. Von nun an hatten wir von den Russen wirklich Ruhe.

Die Russen zogen dann weiter. Es waren nur mehr gelegentlich Patrouillen. So litt ich es nicht mehr im Keller und ging spazieren. Es war grauenhaft. Auf der Laxenburgerstraße standen zerschossene russische Panzer. In diesen Panzern saßen noch Russen, die verbrannt waren. Sie waren regelrecht zusammengeschmort, ganz klein. Einige waren bis aufs Skelett verbrannt. Es sah gespenstisch aus. Ein gräulicher Anblick, und auch der Gestank war fast nicht zum Aushalten. Es gab kein Gas, kein Licht. Es gab kein Wasser, da die Was-

serleitungen bombardiert waren, und man musste es an den Wasserstellen holen.

Dort standen aber Russen, die Männer gefangen nahmen, um sie als Treiber nach Ungarn zu benützen. Ich konnte nicht mehr raus, um Wasser zu holen. Jeder, der etwas Brennbares besaß, brachte es in die Waschküche, wo der Waschküchenofen gemeinsam angeheizt wurde und wir uns mehr oder minder unser „Essen“ kochen konnten. Das war sowieso sehr frugal. Ich hatte nichts zu verbrennen, außer „Mein Kampf“ von Hitler, das wir anlässlich unserer Hochzeit bekommen hatten. Später stand das Buch dann hoch im Kurs, und so war es ein teures Essen gewesen, aber ich hatte das Buch mit Wonne zerrissen und verbrannt.

Langsam beruhigte sich Wien. Es wurde in vier Zonen aufgeteilt. Wir bekamen unsere Zuteilungen von den Russen, wurmige Erbsen und verschiedene Sachen, die wir gar nicht kannten. Es wurde aufgerufen, dass ein Stadtschutz gegründet wird. Junge Männer sollten auf die Gemeinde kommen, um als Wächter eingeteilt zu werden. Ich ging auch auf die Gemeinde und bekam dort einen Schein, der besagte, dass ich dieser Ordnungsgruppe angehöre. Ich machte zwar keinen Dienst, verließ mich aber auf diesen Schein. Man lebte damals von der Hand in den Mund.

Was sollte ich tun? Ich tat das, was alle anderen auch taten. Ich sah mich einmal im Resselpark um, wo der ganze Schleichhandel florierte. Ich hatte natürlich nichts zu verkaufen, schaute mich aber um, was am meisten gehandelt

wurde. Am meisten ging es um Lebensmittel, die ich natürlich nicht hatte, die ich aber brauchte und um Zigaretten. Zigaretten hatte ich noch einen bescheidenen Vorrat, auch Feuersteine waren gefragt.

Ich ging in unsere Trafik. Die Trafikantin hatte sich dummerweise in die Partei einschreiben lassen und hatte ihr Geschäft schließen müssen. Sie besaß noch verschiedene Vorräte, aber nichts zu essen. Ich bekam von ihr ein paar Pakete Feuersteine und Zigaretten. Damit ging ich in den Resselpark und machte ein gutes Geschäft für sie. Ich brachte ihr Brot, Schmalz, Mehl und andere Lebensmittel. Es war natürlich nicht sehr viel, aber für sie war es genügend, und auch ich hatte mein Auslangen. im Resselpark lernte ich einen alten Herrn kennen, der ganz gierig auf Zigaretten war. Er sagte, er hätte zwei Fahrräder, ob ich ihm diese gegen Zigaretten eintauschen würde? Ich stimmte sofort zu, da unsere Fahrräder ja damals von den Russen mitgenommen worden waren. Gegen 300 Zigaretten gab er mir ein Herren- und ein Damenrad, das ich im Triumph heimführte. Nun war ich nicht mehr zu Fuß unterwegs, sondern ich konnte nun per Rad alles erledigen. (...)

Einmal zum Wochenende, als wir frei hatten, war ich wieder auf dem Weg nach Rustenfeld. Auf der Favoritenstraße, bevor man nach Rustenfeld einbiegt, sah ich einen Mann, der einen zweirädrigen Kastenwagen bei sich stehen hatte und etwas auszugraben schien. Da ich neugierig war, ging ich hin und schaute, was er ausgrub. Da sah ich mit Entsetzen, dass es ein toter deutscher Soldat war. Der Mann hatte

ihn mit der Schaufel beim Bauch in zwei Teile geteilt, um ihn auf seinem Handkarren besser aufladen zu können. Ich sagte entsetzt: „Ja Mensch, was fällt Ihnen ein. Was machen Sie?“ Sagte er: „Der liegt auf mein' Grund. I führ ihn über d' Straß'n drüber.“ Dort hatte der Mann schon eine Grube vorbereitet, in die er den Soldaten versenkte und eingrub. Weiter dachte ich mir nichts mehr, eben ein Soldatenschicksal, und dass dieser Kerl „Herz“ hatte.

Doch nach längerer Pause kam ich wieder nach Inzersdorf und man erzählte mir, dass man einen Freund von mir, Bertl, in einer Grube begraben gefunden hatte. Da wurde mir klar, dass das damals Bertl war, den der Mann zerstückelt und auf die andere Straßenseite transportiert hatte.

Langsam begann ich Erkundigungen über meine zwei „Mädchen“ einzuziehen. Was musste ich alles hören! Schutzlos ausgesetzt in St. Pölten, zu Fuß Marsch gegen Westen, keine Unterkunft, Not, Krankheit und so weiter. Ich forschte weiter und erfuhr, dass die E vakuierten, da St. Pölten zerstört worden war, mit dem Schiff Richtung Passau abgefahren waren. Aber was musste ich darüber hören! Die Schiffe seien bombardiert worden, gesunken, nur ein kleiner Teil gerettet. Es war furchtbar! Ich war wie von Sinnen, mein Kind ertrunken!

Dann wieder gegenteiliges Gerücht, der gesunkene war ein anderer Transport gewesen. Hie und da kamen Evakuierte zurück, brachten Grüße von anderen mit. Von meiner Frau und Tochter keine Nachricht. Endlich nach vier langen Monaten, am 21. Juli, kam eine Nachricht,

die mir ein Heimkehrer brachte: Hannerl und Gaby leben! Es geht ihnen gut! Es war meine größte Freude und alle Verwandten und Freunde freuten sich mit mir. Die Angst und Ungewissheit waren vorbei, es war wie ein neues Leben. Dann kam durch das Rote Kreuz von Hannerl ein Brief, dass sie mit Gaby bei einem Bauern in Oberösterreich in Frankenmarkt untergebracht sei und es ihnen gut gehe, nur hätten beide Sehnsucht nach Hause, ich möge sie holen.

Das war ein schwieriges Unternehmen, bei uns herrschte ja noch ein fürchterliches Chaos. Züge gingen, aber wie! Einmal gab es keine Kohlen, dann wurde die Garnitur von der Besatzung gebraucht; dann wurde von den Russen die Lokomotive abgekuppelt und der Zug einfach stehen gelassen. Einmal wurde nach unserer Zeit, einmal nach Russenzeit gefahren. Jedoch die Sehnsucht war größer, dass ich alle Bedenken beiseite schob.

Meine offizielle Abfahrtszeit war 0 Uhr 10, aber 19 Uhr war der Bahnhof schon belagert. Viele stellten sich vergebens an. Da der Zug bald überfüllt war, wurden alle anderen abgewiesen. Dabei waren Plattformen, Puffer und Bremshütten auch besetzt. Die Fahrt kostete Zeit und Nerven und viel Geld. Man musste für einen Platz in der Fähre, die ich benutzen musste, das Dreißig- bis Fünfzigfache bieten. Dann stand ich plötzlich vor Hannerl, die gerade auf dem Feld arbeitete, und sie erkannte mich nicht gleich.

Gaby schlief, und ich fragte mich, ob mich die Kleine erkennen würde, wie sie sich mir gegenüber verhalten würde? Ich konnte das Aufwachen meiner Tochter

kaum erwarten. Hannerl erzählte mir, dass Gaby inzwischen schon sprechen könne, den Topf verlangte und wie ein Wiesel rennen würde. Endlich wachte Gaby auf, und ich weiß nicht, ob sie mich erkannt hat. Jedenfalls war es, als ob wir nie getrennt gewesen wären, und die Kleine wich nicht von meiner Seite. Hannerl bestand darauf, sie beide heimzunehmen. Gemeinsam nahmen wir am zweiten Tag nach meiner Ankunft Abschied. Die freundlichen Bauersleute hatten uns reichlich mit allerlei Sachen, die wir in Wien nur vom Hören mehr kannten versorgt, dass unser Gepäck sehr umfangreich war.

Der Text ist ein Auszug aus dem Sammelband „Generationen erzählen. Geschichten aus Wien und Linz 1945 bis 1955“, hg. von Irene Riegler und Heide Stockinger, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 54, Wien (Böhlau) 2005. Karl Rauchs Kindheitserinnerungen finden sich in: „Ja, was wissen denn die Großen ...“. Arbeiterkindheit in Stadt und Land“, hg. von Peter Gutschner, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 42, Wien (Böhlau) 1998.

Hans Heinz WEBER

wurde 1919 als Sohn einer bürgerlichen Familie in Wien geboren. Bereits 1939 wurde er zur deutschen Wehrmacht einberufen, er nahm ab September 1939 am Polenfeldzug teil, im Jahr darauf war er an der Westfront im Einsatz, 1941 wurde er aufgrund der jüdischen Herkunft seiner Mutter aus der Wehrmacht entlassen. Seine jüdische Großmutter wurde 1942 deportiert. Er selbst arbeitete in der Filiale der Moosbrunner Glasfabrik in Wien-Floridsdorf. In Wien erlebte er auch das Kriegsende.

„Wir hatten uns wahrlich eine andere Art der Befreiung erwartet ...“

Mittwoch, 4. April 1945: Bei der Rückfahrt in die Fabrik wurde es für mich dramatisch. Von meinem Bruder hatte ich erfahren, dass die SS einen Führerbefehl hatte, alle Nicht-„Arisch“-Abstämmigen zu liquidieren. Fritz hatte eine Baustelle in einem Hotel auf der Wiedner Hauptstraße, das gehörte einer Freundin von Himmler. Diese hatte nun die neuesten Nachrichten ihres geliebten „Heinrichs“ den Herren Rella & Neffe (Tunnelfirma) mitgeteilt, worauf diese meinen Bruder rieten, auf der Stelle unterzutauchen. Ich hatte das von Fritz erfahren und war noch am Überlegen. „Was tun, sprach Zeus?“, dachte ich, als ich sah, dass die SS bei der Floridsdorfer Brücke alle Ausweise kontrollierte. Da half kein Brief der Firma, die waren nicht auf Deserteure der Wehrmacht aus, sondern auf „unwertes“ Blut! Ich ließ bei der Schlange, die sich gebildet hatte, vorerst alle höflich vorgehen – das war einmal meine erste Reaktion. Dann wartete ich, bis es zu einer Rauferei kam, weil ein Arbeiter keinen Ausweis bei sich hatte und durchlaufen wollte. Es kam zu einer Schlägerei, und ich ging langsam, kopfschüttelnd über diese „Ungehörig-

keit“, den SS-Mann ansprechend, vorbei. Der dachte natürlich, ich wäre vor der Rauferei schon kontrolliert worden, da ich mich ja aufregte, dass sich einer nicht kontrollieren lassen wollte! Außerdem hatte er mein Gesicht schon so lange gesehen, dass ich für ihn kein „Neuer“ war. (...)

Mittwoch, 11. April 1945: Die Plünderungen der Russen versetzen alle Menschen, die sich so sehr auf die Befreiung vom Nazijoch gefreut hatten, in Schrecken. Die Frauen waren am schlimmsten dran, denn die einrückenden Truppen verschonten nicht einmal Achtzigjährige! Deshalb richteten alle Wohnhäuser Wachposten ein, dabei kam es oft zu Mord an den Männern, die sich schützend vor ihre Frauen stellten. Auch am Mittwoch hörten wir von allen Häusern her verzweifelte Hilferufe, nur helfen konnte man nicht. (...)

Freitag, 13. April 1945: Bei der Friedensbrücke schnappte mich ein wie Stalin aussehender Russe, und ich musste, den Kolben seines Gewehrs im Rücken, den ganzen Tag ein Riesengrab schaufeln und die stinkenden Leichen der Russen, alle mit dem Gesicht in eine Richtung, eingraben, außerdem Barrikaden wegräumen. Dabei wurden meine Hände verletzt, und ich bekam eine Infektion vom Leichengift. Abends besuchte mich Wolfgang. Er war genauso enttäuscht über das schreckliche Verhalten der sowjetischen Soldateska und sehr niedergeschlagen. Wir hatten uns wahrlich eine andere Art der Befreiung erwartet und bestimmt auch verdient! (...)

(Plötzlich) kam ein kommunistischer Polizist (in unsere Wohnung), der mich den

Russen übergab. Meine Abstammungsdokumente, die mich als Naziopfer auswiesen, waren den Russen und dem kommunistischen Kerl, der – dem Auftreten nach – kurze Zeit vorher sicher noch ein strammes Nazijüngel gewesen war, völlig gleichgültig. Ich wurde einer Kolonne zugeteilt, die unter strengster militärischer Bewachung in den 19. Bezirk zur Firma Watt geführt wurde. Dort mussten wir alle Maschinen aus den Arbeitsräumen in den Hof schaffen. Das war sehr schwierig, es gab keinen Aufzug, wir legten im Stiegenhaus schwere Holzbretter auf die Stufen. Die Maschinen, die oft schwere Köpfe hatten, wurden mittels Seil langsam hinuntergelassen. Als behänder Sportstyp war ich eingeteilt, „entgegenzuhalten“, das heißt, ich stemmte immer von unten die Maschine zurück, damit sie nicht zu sehr Fahrt bekam.

Bei einer ganz besonders schwierigen, die das Gewicht oben besonders schwer hatte, riss das Seil, ich allein konnte das Trum nicht halten, sprang flugs zur Seite, und der Krempel stürzte, sich überschlagend, das Stiegenhaus hinab. Der asiatisch aussehende Russe stellte uns an die Wand und wollte uns erschießen. Durch das Gepolter kam der Hauptmann herbei, der dem zornigen Russen einen Befehl gab. Zum Glück war in unserer Gruppe ein kleiner Wiener, der Russisch verstand. Der Hauptmann hatte dem wütenden Soldaten gesagt, wir würden noch gebraucht und abends nach der Räumung der Fabrik auf Lastautos nach Russland transportiert.

Nun war guter Rat teuer. Wir mussten weiter ausräumen. In einem Direktionsraum entdeckte der kleine, russisch

sprechende Wiener, der in Wirklichkeit ein Tscheche war (wie jeder echte Wiener), einen Stempel. Geschickt schnitzte er aus diesem Hammer und Sichel und schrieb in kyrillischer Schrift einen Befehl, dass die Kolonne beim Kommandanten in der Stadt arbeiten müsse! Als spätabends die Wache schon abgelöst war, schritten wir, alle in Marschordnung, zum Tor. Der kleine tschechische Wiener salutierte, hielt dem Posten den Befehl unter die Nase, dann rannten wir auf die Heiligenstädterstraße in alle Windrichtungen davon. Wenn es ums Leben geht, dann wird jeder ein Olympiasieger!

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Hans Heinz Weber sind in den Sammelbänden „Es war eine Welt der Geborgenheit“ und „Höhere Töchter“ und „Söhne aus gutem Haus“, hg. von Hannes Stekl und Andrea Schnöller, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 12 + 44, Wien (Böhlau) 1999. Weitere Erinnerungen Webers finden sich in dem Band: „Alle Jahre wieder ... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder“, hg. von Heinz Blaumeiser und Eva Blimlinger, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 25, Wien (Böhlau) 1993.

Ernestine HIEGER

wurde 1923 in Donawitz (Steiermark) geboren und übersiedelte Anfang der 1940er Jahre zu ihrer Schwester nach Wien, wo sie bis April 1945 im Telegrafenamts arbeitete. Aus einer Beziehung mit einem Wehrmachtssoldaten, der später fiel, hatte sie ein Kind.

„Was, wenn ich nur allein weg bin? ...“

1944 lernte ich wieder einen Soldaten kennen. Er hatte einen Lungendurchschuss und brauchte nicht mehr an die Front. Es war schön, eine Prophezeiung des Arztes, dass ich zum Kinderkriegen geschaffen sei, erfüllte sich. Ich wurde wieder schwanger. Als ich das dem Vater sagte, bot er mir an, sofort für das Kind Geld zu deponieren, denn: Heiraten kann er mich nicht. Er müsse eine reiche Frau heiraten, sonst würden ihn seine Eltern enterben, und dies könne er bei seinem Gesundheitszustand nicht riskieren. Ich habe gesagt: „Verschwinde, so kommt das Kind nicht zur Welt!“ Aber es ist zur Welt gekommen. Nur er war noch im letzten Monat den Russen in Jugoslawien entgegen gesandt worden und ist laut Auskunft des Gerichtes kriegsvermisst.

Wir haben den Ostersonntag 1945. Um 7 Uhr klopft es an meiner Tür. Vor der Tür steht eine Frau der Ortsgruppenleitung; sie teilt mir mit, dass die Russen schon auf den Laaerberg gekommen. Ich könnte eine Schiffskarte haben und mit dem Schiff Wien verlassen – nur Schwangere und Frauen mit Babys. „Ich bin aber kein Parteimitglied“, sagte ich – und sie: „Aber eine deutsche Mutter!“

Das Erste, was ich tat: Ich ging zum Telefon, meine Schwester vaterseits war bei der Flak am Laaerberg. Ich wollte, dass sie mitkommt. Aber es war nie-

mand zu erreichen. Sie kam vom Arbeitsdienst zu den Scheinwerfern. Als ich sie nicht erreichte, besprach ich mich mit den Hausparteien. Was soll ich tun? Was ist mit meinem Buben, wenn bei mir plötzlich die Wehen einsetzen? Zum Schluss ging ich und holte mir die Schiffskarte. Um zehn Uhr wäre Abfahrt von der Fenzlgasse gewesen. Aber es folgten Fliegeralarm, Entwarnung, wieder Alarm.

Endlich um 14 Uhr war es so weit. Das Auto fuhr mit uns zur Reichsbrücke. Es war entsetzlich. Bei der Reichsbrücke, also beim Abfertigungsgebäude, lagen am Boden verwundete Soldaten: Blinde ohne Hände, ohne Füße – am Boden ohne allem. Und die Autos kamen noch und noch. Angelegt hatte ein Lazarett-schiff mit einem großen roten Kreuz. Da hinein schleppte man die Elendsgestalten. Dann war das Schiff für die Frauen. Viele Kinder und Frauen waren auch verbunden. Der Luftdruck einer Bombe hatte ihren Autobus umgeworfen.

Auf dieses Schiff kam ich mit meinem Kleinen. Zwei Klappstockerl für jeden waren unsere Sitz- und Schlafgelegenheit. Wir hatten ja fast kein Gepäck. Nur ein kleines Kofferl und eine Kinderbett-Tuchent. In dieser hat der Knirpsi immer im Luftschuttkeller geschlafen. Wenn der „Kuckuck“ schrie, dann lief er zuerst zur alten Nachbarin: „Kumm, Kölla, Stich Donau!“ Und wenn sie sagte, sie gehe nicht, weil ihr Hunderl nicht in den Keller darf, da habe ich ihn in die Tuchent gewickelt, und er ist gleich eingeschlafen.

Es legte dann hinter uns das Schiff „Stadt Wien“ an – auch für Frauen mit

kleinen Kindern. Männer durften nicht an Bord. Um 18 Uhr fuhr das Lazarettsschiff als Erstes ab. Bald darauf folgte unser Schiff. Ich war so erschöpft, dass wir in der Enge gar nicht dachten, dass ein Kind abhaut. Und doch, mein Buberl hat's geschafft. Als ich wach wurde, war mein Kind weg. Ich sah ihn schon tot in der Donau schwimmen. Da schaute ich hinunter ins Maschinenhaus: Dort lag er auf der Bank und schlief. Ein Matrose hatte ihn beobachtet und zu sich geholt. Am Morgen nahm uns die Frau des Kapitäns zu sich in die Kabine.

Vom Lazarettsschiff kam die Nachricht, dass Tiefflieger angegriffen hätten. Da entschied sich der Kapitän, täglich von 9 bis 15 Uhr am Ufer anzulegen, und wir mussten in die Wälder kriechen. Zum Glück war das Wetter schön. Wenn wir standen, wollten immer wieder Soldaten aufs Schiff. Aber der Kapitän ließ es nicht zu; er durfte es ja nicht. So fuhren wir bis Passau. Dort wurden wir ausgeladen, an der Donauuferbahn stand ein Sonderzug für uns bereit. Fliegeralarm! Nun war man sich selbst überlassen. Wir rannten über die Brücke hinauf in den Wald. Zum Glück waren es nur Aufklärer. Mit der Verpflegung klappete es nun auch nicht mehr. Wir fuhren mit dem Zug. Überall, wo wir hätten stehen bleiben können – sofort den Bahnhof räumen: Fliegerangriffe. Es war schon Nacht, da kamen wir am Zielbahnhof an: Schrobenhausen. (...)

Am 12. Juni 1945 kam meine Tochter zur Welt. (...)

Im Oktober 1945 kam von den Amerikanern der Befehl, dass die Österreicher zurück müssen, weil die Österreicher

haben eine Heimat, nach Deutschland aber werden viele Flüchtlinge kommen. (...) Dann wurden wir in Viehwaggons verladen, und ab ging's nach Wien Westbahnhof. Gerade in der Nähe meiner Wohnung blieb der Zug stehen. Ich schaute zuerst, ob mein Haus mit meiner Wohnung noch steht. Der Zug ging nämlich noch weiter nach Wiener Neustadt. Wäre meine Wohnung nämlich nicht gewesen, hätte ich versucht, in die Steiermark zu kommen. Meine Wohnung war tip-top in Ordnung. Alle waren froh, dass ich ihnen vor der Abfahrt gesagt hatte, sie können meinen Herd benutzen.

Wieder zurück – was nun? Der Arbeitsplatz war weg. Wegen Nichtmelden nach dem Krieg im April! Weg waren auch die sozialen Einrichtungen. Wo die Babybetterln im schönsten Raum vom Telegrafenamts gestanden waren, saß nun die Amtsleitung. Von was nun leben? Kinder einsperren, Gelegenheitsarbeiten. Nichts zum Eintauschen. Nichts für den Schleich. Die Amis vergeben die Wäsche zum Waschen. Holz holen in Hütteldorf, bis die Gendarmerie uns verjagt. Die ÖVP vergibt Wahlarbeiten: Plakate an die Wände picken, nur für einen Tag, denn das sei für eine Frau unwürdig. Dafür Zettelaustragen, auch in die oberen Stockwerke. Aber was tut man nicht für zwei Schilling Stundenlohn? Währungsreform. Die Verlage räumen ihre Ladenhüter. Beschäftigungsnachweis – sonst gibt's keine Lebensmittelkarten. Trotzdem: Es geht sich nicht aus! Da gibt's 110 Schilling gehobene Fürsorge; 20 Schilling ist der Zins. Das Baby schreit vor Hunger; die Nachbarin schreit: „Derschlag, den Bankerten!“

Am Abend mache ich die Kinder besonders schön, schiebe das Bett in die Küche, lege mich, nachdem ich den Gasahn geöffnet habe, zu ihnen. Nur das fürchterliche Zischen des Gases und der Gedanke: „Was, wenn ich nur allein weg bin?“ ließ mich das Gas wieder abdrehen.

Ich bekam dann einen Kindergartenplatz, bei der französischen Militärbehörde Arbeit. Dann wurde die Arbeit schon leichter. Für die Amis wusch ich weiter. Durch einen Zufall kam ich drauf, wie uns Frauen ein Wiener betrog. Er bot uns Lebensmittel an, also er sagte uns, wir könnten für einen Teil des Geldes Essen bekommen. Wie viel, davon sprach er nicht. Eines Tages war er nicht anwesend, da verlangte ich den Ami. Der nahm die Wäsche und überreichte mir einen verhältnismäßig großen Geldbetrag. Ich habe natürlich komisch dreingeschaut, da fragte er gleich, ob es zu wenig ist. „Nein, nein“, sagte ich. Also hatte uns der Wiener betrogen. Aber bitte, das haben wir noch verkräftet. Als ich aber erfuhr, dass dieser Gauner uns das Essen gegeben hat, das die Amis auf den Tellern zurückgelassen haben, also Sautrank, da habe ich ihm bis heute alles Schlechte gewünscht. Leider habe ich ihn nicht mehr getroffen, er ist nämlich wegen anderer Delikte hinausgeworfen worden.

In den Tagen, wo es noch keine geordneten Verhältnisse gab, hieß es nur Überleben. Nicht, dass man Raubüberfälle beging. Für Gewalttaten sorgten schon andere Herren. So ging ich zum Westbahnhof. Bei uns von der Felberstraße war zum Beispiel ein Eingang zum Frachtenbahnhof. Dort lagerten

Berge von glänzender Steinkohle. Bewacht von französischen Soldaten. Es war Glückssache, dass man ein kleines Sackerl Kohle bekam. Manche gaben es sofort, andere wieder nur, wenn man im Wachhäuschen sich hingelegt hätte. Einmal stand ich am Tor, da kam ein Offizier und sah mich mit dem Sackerl unterm Arm dort stehen. Er ging in ein Lagergebäude, wo das Kommando untergebracht war und die Schlafräume waren. Ich bin inzwischen schnell zum Eisenbahner, der das Tor bewachte, ins Häuschen geflüchtet. Mir war es nicht ganz geheuer. Und Recht habe ich gehabt. Der Offizier kam mit vier Soldaten zurück, die mit den Gewehren im Anschlag den ganzen Kohlenhaufen umgingen und absuchten. Na, die Alliierten waren ja feige Gestalten!

Einmal, es war kalt und die Straßen vereist, bin ich einen Brief einwerfen gegangen. Nur über die Straße ans andere Hauseck. Ich hatte nur dünne Stöckelschuhe an, es war halb 8 Uhr abends. Da kam ums Eck ein Franzose. Angezoffen. Packte mich und sagte, ich müsse mitgehen. Ich sagte ihm, er soll zu mir in die Wohnung kommen. Er ging mit, aber ich ging nicht in meine Wohnung, sondern steuerte, vom Wienerplatz kommend in die Wurmsergasse, die Polizei an. Als er das Polizeischild sah, haute er mir mit dem Griff eines Hitlerjugend-Dolches über die Nase, dass ich tausend Sterne sah und blutete. Wir gingen dann zurück, aber ich drückte ihn dann auf die andere Straßenseite. Als ich bei unserem Haustor war, gab ich ihm einen Rempler, dass er auf die Seite taumelte, ich rannte ins Haustor und in eine Wohnung. Er

kam nicht nach. Am nächsten Morgen ging ich auf die französische Kommandantur und meldete den Vorfall. Die fragten mich, wie der Soldat heißt – ohne Namen könnten sie leider nichts machen.

Die Kindheitserinnerungen von Ernestine Hieger sind veröffentlicht im Sammelband: „Ja, was wissen denn die Großen ...“. Arbeiterkindheit in Stadt und Land“, hg. von Peter Gutschner, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 42, Wien (Böhlau) 1998.

Emma STEINERT

wurde 1923 geboren. Ihre Mutter starb früh, sein Vater, der vorher erneut geheiratet hatte, starb als Emma Steinert 18 Jahre alt war. Fortan war vor allem sie für die Erziehung ihrer jüngeren Geschwister zuständig.

„Niemand kam mir zu Hilfe ...“

Im April 1945 wurden wir aufgerufen, das Nötigste zu packen und uns bereit zu halten für eine Flucht nach dem Westen. Die Russen kamen immer näher, die Soldaten waren auf dem Rückzug und Hunderttausende Flüchtlinge zogen, von Osten kommend, durch unseren Ort. Panzer, Artillerie, schwere Geschütze ... alles mühte sich über die Berge. Es war trostlos. Viele Soldaten desertierten – mit wenigen zivilen Kleidungsstücken von der Bevölkerung ausgestattet. Vieles blieb zurück, es wurde vernichtet, damit es den Russen nicht in die Hände fällt. Die letzten Monate grub ich in der Holzhütte ein großes Loch; wir versteckten darin unsere wenigen besseren Habseligkeiten, um sie vor den Russen zu schützen. Nach wie vor stahl ich heimlich unter meinem weiten BDM-Umhang Holzscheite zum Heizen, die die Gemeinde auf einer Wiese lagerte. Auch diese wurden nachts heimlich zersägt (wir hat-

ten nichts mehr zum verbrennen) – immer mit der furchtbaren Angst im Herzen, erwischt und vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

In den ersten Maitagen zogen ganze Regimente durch den Ort, immer auf der Flucht vor dem nachrückenden russischen Militär. Jeder der Soldaten wollte von den Amerikanern gefangen genommen werden. Die Gräueltaten der russischen Soldaten liefen ihnen weit voraus. Jeder fürchtete die Gefangenschaft und Verschleppung nach Sibirien. Ausgemergelt, hungrig, verzweifelt, im Ungewissen, was mit ihnen geschieht, quälten sie sich über die Landstraßen.

Dann hieß es auf einmal, das Maidenlager wird aufgelöst. Meine Schwestern und ich schnappten uns einen Handwagen und wollten in den Hof fahren, wo sich das Lager befand, um ein paar Sesseln, Tische oder Kleinzeug zu holen. Beim Straßenübergang standen wir von der Früh bis am späten Abend und hatten keine Chance, über die Straße zu kommen. Ein unendlicher Zug von Militärfahrzeugen, Panzern, Geschützen, Munitionswagen, Soldaten, Flüchtlingen mit Hab und Gut – alles wälzte sich in einer unübersehbaren Schlange auf der staubigen Straße nach Westen. Aus östlicher Richtung hörten wir schon Geschützdonner. Es war unheimlich und eine Szenerie, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Erstarrt vor Staub und Schmutz, gelang es uns am Abend, ohne Handwagen – den überließen wir einer kinderreichen Flüchtlingsfamilie –, ein paar Sesseln und ein paar Matratzen über die Straße und nach Hause zu bringen.

Zu Hause flickten wir dann Fleckerlteppiche zu Säcken zusammen und verstaute das Dringendste an Wäsche, Kleidern und Esssachen. So warteten wir verzweifelt auf die Abholung durch einen Flüchtlingswagen, der uns durch Lautsprecher vom Marktplatz aus zugesagt wurde. Wir wussten, dass wir uns in den Flüchtlingstreck einreihen mussten – das war eine Vorstellung, die wir im Kopf hatten; die Realität sah anders aus. Wir hatten ja keinen Mann im Haus, die Kinder weinten und jammerten, Mutti und ich waren am Ende. Machen wir das Richtige? Was ist, wenn wir wirklich nach Enns kommen? Was geschieht dann mit uns? Dort sollten ja schon die Amerikaner sein, sie waren nicht so grausam, brutal und gefürchtet wie die Russen. Die Entscheidung wurde uns höheren Orts abgenommen. Es kam der Befehl, alles auszupacken, die Russen befänden sich schon in der Nähe. Sie sollten nicht merken, dass wir vor ihnen flüchten wollten.

Was dann kam, war grauenhaft. Wie eine Lawine fielen sie über unseren Ort herein. Eifrige Kommunisten erwarteten sie schon beim Ortseingang mit weißer Fahne. Aber alles, was sie wollten, war: „Ura, Ura“ (Uhr) – und flugs hatten sie sich die ihrer Gesinnungsgenossen einverleibt. Wir schlüpften in alte Kleider, setzten Kopftücher auf, um uns älter zu machen und dann warteten wir. Es dauerte nicht lange, und die ersten Soldaten wälzten sich über die Stiege herauf. Alle Hausleute und eine Freundin von Mutti mit zwei Töchtern, die bei uns Zuflucht gesucht hatten, wurden in einem unserer Zimmer zusammen getrieben. Als erstes suchten sie nach Schmuck und

Uhren, nach Waffen und nach Trinkbarem. Alles stellten sie auf den Kopf. Rissen jede Lade heraus, fanden aber nicht viel bei uns. Sie nahmen alle Räume in Beschlag. Wir waren sieben Erwachsene und fünf Kinder, durften aber in einem unserer Zimmer bleiben. Zwei Nächte lag ich mit meinen Schwestern unter den Betten, die Soldaten waren betrunken, lärmten und grölten in unserer Küche und den anderen Räumen herum.

Ein Kommunist aus dem Ort holte uns unter den Betten hervor. Er wusste ja, dass hier drei Mädchen waren. Ich war 22, meine beiden Schwestern 17 und 16 Jahre. Man wollte den Genossen gefällig sein und Essen, Trinken und Mädchen anbieten. 35 Soldaten hatten sich im Haus einquartiert, wir wurden gezwungen, für sie die Wäsche zu waschen, zu putzen und aufzuräumen. Dafür bekamen wir einen Kübel Graupensuppe – nach vielen Tagen die erste warme Speise.

Das russische Militär hatte Narrenfreiheit. Drei Tage durften sie feiern, plündern, rauben, anzünden und Frauen vergewaltigen. Horrormeldungen liefen wie eine Lauffeuer durch den Ort. Obwohl man nicht auf die Straße durfte, hörte man es von Fenster zu Fenster. Der Lehrer in unserer Nähe hat sich erschossen. Anton Steinert und Inge unternahmen Selbstmordversuche und schnitten sich die Pulsadern auf. Inge konnte gerettet werden, für ihren Vater kam jede Hilfe zu spät. Anton Steinert flüchtete mit Mitzi und Heidi in den Wald – und versteckten sich. Alles wurde ihnen ausgeraubt, alles gestohlen. Auch was man bei den Bauern auf den Heubö-

den versteckte – nichts kam mehr zurück.

Anton Steinert war ja der Verwalter des Kriegsgefangenenlagers gewesen, und dafür wurde er gesucht. Obwohl einige der Gefangenen für ihn gut aussagten, wurde er weiter verfolgt. Auch bei seiner Schwester suchte man nach ihm. Als sie ihn nicht fanden, zündeten sie das Haus an. Auch bei Keplinger Toni schlugen auf einmal Flammen aus dem Dachstuhl, niemand durfte auf die Straße, um zu helfen, niemand durfte löschen.

Ein Bauer wollte seiner Tochter, als die Russen über sie herfielen, zu Hilfe eilen – auch er wurde erschossen. Auf Handkarren brachte man die Toten auf den Friedhof und verscharrte sie wie Tiere. Wir beteten und zitterten, hungerten und wussten nicht, was in den nächsten Minuten mit uns geschehen würde. Einen Kübel hatten wir für die Notdurft im Zimmer stehen, wo wir alle zusammengepfercht lebten. Niemand traute sich ins Vorhaus hinaus auf die Toilette, jeder hatte eine fürchterliche Angst vor den betrunkenen Russen. Einige von ihrer Sorte tranken in der Schule den Spiritus aus dem Lehrmittelzimmer, wo Schlangen, Tiere etc. aufbewahrt waren. Prompt starben fünf Soldaten unter grässlichen Schmerzen, und wieder wurden Ortsbewohner zusammen getrieben, geschlagen und weggeschleppt, weil sie dachten, man hätte sie absichtlich vergiftet. Zwei Männer wurden von den Russen zum Gewehre einsammeln eingeteilt. Als sie diese ablieferten, wurden sie erschossen und ihre Leichen in den Bach geworfen. Einfach so.

Über meine nächste Tragödie habe ich mit niemandem gesprochen, nicht mit meiner Familie, nicht mit meinen Kindern, nur mit meinem späteren Mann. Ich sagte schon, wir hatten viele Russen im Haus, und wenn wir für sie Wäsche waschen mussten, blieb es nicht aus, dass wir ihnen begegneten. In unserer Küche lungerten sie herum, in den Vorhäusern, bis zur Waschküche war ein weiter Weg. Im Vorbeigehen schnappte mich ein Russe, zerrte mich ins Schlafzimmer, riss mir die Kleider herunter und sperrte die Türe zu. Niemand kam mir zu Hilfe, nicht Mutti, nicht Frau Böck, nicht die Nachbarn von nebenan.

Ich war wie von Sinnen, ein Russe hielt mich fest, der andere fiel über mich her. Ich muss wohl sehr geschrien haben, ich dachte zu sterben vor Schmerzen und Scham. Dann stieß man mich in die Küche hinaus. Ich hörte nichts und fühlte nichts, ich war wie ausgebrannt, nur nicht mehr leben, etwas anderes gab es ja nicht für mich. Wahrscheinlich bin ich angesteckt, oder ich bekomme ein Kind – nur diese Gedanken kreisten in meinem Kopf. Wie in Trance verbrachte ich die nächsten Stunden und Tage. Da ich nicht gestorben war, suchte ich mir eine Möglichkeit dazu. Alles wurde mir aus dem Weg geräumt: keine Rasierklingen, keinen Strick, keine Tabletten – nichts fand ich. Ich aß nichts, doch ich starb auch nicht.

Im Hause hatten wir auch noch einen älteren Offizier, der zu den Kleinen immer sehr nett war; er dürfte der Vorgesetzte meines Peinigers gewesen sein. Letzterer wurde aus unserem Haus abgezogen, ich sah ihn Gott sei Dank nie wieder. Von diesem Zeitpunkt an hatten

wir auch Ruhe, es tat uns niemand mehr etwas zu Leide. Später hörte ich, dass der Vergewaltiger ein Abkommen mit Mutti getroffen hatte: Wenn er mich nicht bekommt, müssten wir alle aus dem Hause. Also deshalb bekam ich von niemandem Hilfe. Es hätte wahrscheinlich auch nichts genützt, vielleicht wäre auch jemand erschossen worden.

Eine Woche später wurden wir Mädchen von den Kommunisten zum Putzen und Pflegen eines Lazarettes zusammen getrieben, das im Haus von Dr. Nowak eingerichtet wurde. Alle Möbel vom Haus wurden ins Freie geworfen und mit Lazarettbetten belegt. Es war eine grausige Arbeit, es war mir aber egal, ich wollte sowieso nicht mehr leben.

Einige Zeit später wurden wir dann täglich morgens auf einen Lastwagen verladen und auf einen Berg gefahren, wo wir die dort liegen gebliebene Munition einsammeln mussten. Große, kleine Munition, meterlange Granaten wurden zusammengetragen. Wir standen immer unter Bewachung. Einmal ließ ich eine Granate fallen; ich dachte, vielleicht explodiert sie, und mein Elend hätte ein Ende. Sie explodierte nicht. Statt dessen wurde ich zum Kommandanten geschleppt, der fürchterlich mit mir schrie; ich verstand ihn ja nicht. Unter Bewachung wurde ich auf die Kommandantur geschleppt, weil ich einen Sabotageakt begangen und die Bewacher gefährdet hätte und vieles mehr. Ich glaube, unser „hauseigener“ Major hat mich da herausgeholt, vielleicht hätten sie mich nach Sibirien verschleppt – wäre mir auch egal gewesen. Sie machten es mit den heimkehrenden Soldaten ja auch so, auch mein Chef wurde verschleppt,

konnte aber flüchten und versteckte sich dann zu Hause bei einem Bauern.

Das ging wochenlang so, irgendeine schwere, unangenehme Arbeit hatten sie immer für uns. War ich doch fünf Jahre lang BDM-Führerin gewesen und scheinbar ein Erzfeind der Russen und unserer einheimischen Kommunisten. Viele Mädchen freundeten sich mit den Soldaten an, bekamen Zigaretten, Schokolade etc. und bekamen auch angenehmere Arbeiten zugeteilt; natürlich fehlte die Gegenleistung nicht. In Notzeiten lernt man erst seine Mitmenschen kennen. Hilfe bekamen wir von niemandem. Einmal lief ich verzweifelt zum Bürgermeister: Er soll uns irgend einen Mann schicken, der uns beisteht, wenn die Russen arg wüten. Doch erfolglos, er hätte selber vieles zu beschützen.

Sechs Wochen dauerte die Belagerung unseres Orts. Dann wurde ein Großteil der Soldaten abgezogen; es blieben aber noch genug. Langsam konnte man wieder ins Freie gehen, die vielen Zäune und Absperrungen quer durch den ganzen Ort wurden zum Teil weggerissen. Von der provisorischen Gemeindevertretung wurde Notgeld ausgegeben, und man bekam auch hin und wieder einmal einen Laib Brot. Was die Russen nicht mehr besetzt hielten, konnte langsam wieder in Ordnung gebracht werden. Wir konnten unsere Küche wieder benutzen, unsere Nähmaschine, Sesseln und Küchentisch fanden wir in Steinerts Kanzlei. Alle Geschäftseinrichtungen, Waren, Buchhaltungen lagen dort haufenweise im Dreck. Meistens hatten es die Russen als Toilette benützt.

Rosa IMHOF

kam 1931 als eines von zehn Kindern einer Kleinhäuslerfamilie im niederösterreichischen Alpenvorland auf die Welt. Schon als Neunjährige wurde die Autorin auf einen Bauernhof in Dienst gegeben. Dort erlebte sie auch das Jahr 1945.

„Beileibe war des Grauens noch nicht genug ...“

Beileibe war des Grauens noch nicht genug. Auf unserem Berggelände mit einzelnen verstreuten Häusern, still wie in einer Kirche, war es Schlag auf Schlag anders geworden. Schon lange bevor der Krieg aus war, desertierten gefangene Polen und Russen in unsere Steinhöhlen. Die SS-ler waren ihnen auf der Spur, und wenn sie einen erwischten, dann knallte es. In der Nacht hatte auch der Bauer welche in der Scheune versteckt und gab diesen armen Menschen Speise und Trank. Es war für den Bauern und die Gefangenen immer ein Risiko. Jedes Mal, wenn die SS-ler auf Streifzügen dahermarschierten, da war in mir Panik. Wenn sie den erwischen, den mit der grünen Kleidung, der sich auch öfters bei Tag daherschlich. Die an den Bauern gerichtete Frage war immer dieselbe: über das Kriegsgeschehen. In seinen Augen konnte man sehen, dass er nicht viel geschlafen hatte und dass er verängstigt war.

Da ich ihn immer anstarrte und wegen seinen Ausdrücken oft lachen musste, da wagte er auch manchmal ein kurzes Lächeln. Er hat mir einmal gedeutet, dass er sich auf Bäumen verstecke und: SS-ler nicht auf Bäume schauen. (...)

Die Russen kamen näher und näher, und es lastete große Angst auf uns. Die Rache am Besiegten. Es wurde gemeldet,

die Russen plündern und vergewaltigen Frauen. Der Bauer, so schien es mir, hatte am meisten Angst, denn er bat die Gefangenen, die er im Versteck aufgenommen hatte, für ihn ein gutes Wort einzulegen. Doch als die Russen da waren, verloren wir sie aus den Augen.

Es blieb uns noch Zeit, alle Kleider, Wertsachen und Alkohol zu vergraben. Wenn sich die Russen mit Alkohol ansaufen, sind sie so gefährlich wie Alligatoren – so redeten die Leut'. Für uns Frauen waren Verstecke hergerichtet, auf dem Heustadel. Unsere Verstecke waren unter dem Dach; von unten konnte man sie nicht sehen;—wir mussten zweimal über Hindernisse hinaufkraxeln.

Der Bauer sagte mir persönlich: „Verschwinde, wenn die Russen kommen!“ Was die Leute von einer „Vergewaltigung“ erzählten, war für mich leeres Stroh. Von dieser Sittenlehre hatte ich keine Ahnung. Irgendjemand stand dort Wache, wo man weit den Weg hinauf und hinunter sah. Dann schien es, als ging ein eiserner Vorhang auf – um etwas zurückzuverlangen für das Verschulden und Walten Adolf Hitlers über die Welt und über die Menschen, kamen sie in Scharen mit Pferden daher.

Wie der Zeiger eines Kompasses bewegten wir uns in Richtung Versteck. Die Russen durchsuchten das Haus, stahlen Lebensmittel und zogen weiter. Am Abend kamen sie wieder. Es war schon finster und die Haustüre verschlossen. Beim Weglaufen hatte ich einen Stuhl umgeworfen, sodass es die Russen hörten. Sie hatten dann lange nach Banditen gesucht und sind die ganze Nacht geblieben und haben in Serafins und

meinem Bett geschlafen. Oft waren die Russen auch ganz nah am Versteck gewesen, da getrauten wir uns fast nicht zu atmen. Ich hatte am meisten Angst, sie könnten die Scheune anzünden.

Seitdem die Russen ihr Unwesen trieben, blieben wir bis lange in die Nacht hinein im Wald, oder wir schliefen im Heustadel. Es war zur Routine geworden, aufzupassen, zu arbeiten und sich zu verstecken. Während dem Verstecken kombinierte ich alleweil herum, was das sei, Vergewaltigung. Aber es blieb Stroh im Kopf.

Fürwahr, es war trotzdem zu einem Fiasko gekommen. Plötzlich stand ein Russe mitten unter uns in der Stube. Während er Dokumente verlangte und anschaute, war die Bäuerin auf und davon. Überdies sagte der Russe zur Serafin: „Du Kind machen.“ Somit war mir auch Vergewaltigung klar. Als Serafin sich dem Russen widersetzte, wurde er böse. Er schob seinen Revolver heraus und hinein. Er baute seinen Zorn immer weiter aus und schlug mit dem Revolver die Fensterscheiben ein. Auf einmal hatte sich auch Serafin in Luft aufgelöst. Da war der Russe noch wilder geworden. Alles Handgreifliche, was er finden konnte, warf er gegen die Fenster. In Schreckensangst stand ich wie angefroren, ganz alleine bei dem Russen. Da fing er an, sich meiner zu bemächtigen. Wie immer, so hatte auch dieser schwarze Tag ein gutes Ende. Im selben Moment, als der Russe anfang, an mir herumzufummeln, kam eine Frau des Weges und lenkte ihn ab. So war ich doch noch zum Weglaufen gekommen.

Mit dem Segen himmlischer Geister rannte ich zur Mutter. So schnell war ich im Leben noch nie gelaufen, um dem hinterhältigen Russen zu entkommen. Es war schrecklich. Was liegt wohl in einer solchen Menschenseele, die so ehrfurchtslos Todesangst verbreitet und sich einfach auf ein Opfer stürzt? Und die Bauersleute – mit ihrer Lebenserfahrung und Altersweisheit, geachtet und geehrt – müssten rote Augen vom Weinen haben, weil sie mir nicht zur Seite standen. Meiner Mutter schrie ich schon von weitem zu: „Ein Russe“, immer wieder, „ein Russe, nix passiert, er hat mich nicht erwischt!“ Ich verlangte von Mutter eine Decke, um im nahen Wald zu übernachten. Ich kann mich nur noch erinnern, wie sie mir die Decke gab und ihre Augen mich groß anstarrten.

Dass an allen Ecken und Enden des Waldes viele Deserteure und SS-ler herumtappten, war keine Einbildung. Daher suchte ich mir einen wilden Dornenbusch unter einem Baum, um mich vor der bösen Welt zu schützen. Über mir lockten und pfliffen die Vögelein, um zu erfahren, wo die anderen sind: O ihr Vögel, wo habt ihr nur so viel Liebe versteckt?

Als die Kreatürlein eingeschlafen waren, und es stockdunkel wurde – ach, was für eine Leidensnacht war es geworden. Barfüßig, halb erstarrt vor Erschöpfung, so vertrieb ich mir die Nacht. Bei jedem Ast, der herunterfiel, sprang ich auf, voll Schreck stach es mir immer ins Herz. Diese Nacht war sehr zu meinem Schaden.

Dieses Erlebnis lastete noch zwanzig Jahre später auf der Seele. Wenn es Nacht war und ich nichts mehr erblicken

konnte, wenn ich etwas Ungewöhnliches hörte, zum Beispiel bei einem Gewitter, sprang ich immer – noch schlafend – aus dem Bett. Erst auf der Türschwelle, wenn ich wieder voll wach war, sagte ich: „Ah, das sind ja gar nicht die Russen.“ Für das angetane Leid, das so grausig war, konnte ich nicht einmal einen Zorn haben. Man musste lernen, harte Bedingungen anzunehmen. Wie sich alles zugetragen hatte, interessierte den Bauern nicht weiter. Nur meine Mutter zeigte, dass sie mich nicht vergessen hatte.

Der anbrechende Tag erschien mir wie ein Wunder. Mir war, als hätte ich eine Schlacht gegen den Teufel gewonnen, als in meiner waldigen Einöde der Schein des Tages auftauchte und der Vogelgesang auf den Baumwipfeln meinem Herzleid antwortete.

Der Tag erschien mir dann aber wieder grau und trostlos. Unterhalb vom Wald hörte ich das Pferdegespann der Russen rasseln. „So, da bleibst du“, dachte ich und rührte mich nicht mehr vom Fleck. Ich war zu müde geworden. Meine Gefühle waren zerrissen, nur noch ein Bild des Jammers war ich. Die Sonne züngelte etliche Male in mein Alleingemach, und ich dämmerte so willenlos dahin, bis ich erneut fürchterlich erschrak, als ich eine Stimme hörte.

Meine Mutter hatte meinen Bruder ausgeschickt, um mir Essen und Trinken zu bringen. Mein Bruder lachte sich krumm, als ich aufsprang und hysterisch herumschrie. Er fand es so lustig – als ich schon eine Weile in mein Versteck zurückgekehrt war, lachte er immer noch.

Als mein Bruder fort war, wünschte ich mir, hier zu sterben, dann wäre es still.

Beim Dornbusch, meinem Schutz für Leben und Leib, blieb ich noch den ganzen Tag, um den Russen und den sonstigen Waldgeistern zu entgehen. Immer wieder spähte ich nach allen Seiten, und immer wieder durchzuckte mich ein Schreck. An dieser Stelle dachte ich nicht zurück, auch nicht voraus, an bessere Zeiten. Ich war da ein gespaltener Mensch, der zu warten hatte, bis das Leid wieder zur Freude wird.

In den grünen Wald, wo ich mich so gefürchtet hatte, traue ich mich heute noch fast nicht alleine hinein. Ich denke immer daran – und an das Hufgetrappel der Russen. Wie schön war es sonst, durch die Gottesnatur Wald, zu streifen. Ich denke immer daran – und an die Ungeheuer. Wie herrlich war es vorher, dem Vogelgesang zu lauschen. Manches Mal denke ich in der Nacht daran. Bin ich wahnsinnig, weil ich den gefürchteten Russen wieder vor mir zu haben meine? Um sicher zu sein, schlafe ich manches Mal bei Licht.

Erika SCHÖFFAUER

wurde 1924 in Feffernitz (Kärnten) geboren. Ihre Kindheit und Jugend sind unter anderem durch die Scheidung der Eltern, den permanenten Wechsel von Wohnorten und wirtschaftliche Not geprägt. Das Kriegsende erlebte sie in Klagenfurt, wo sie als Sekretärin zu einer SS-Dienststelle dienstverpflichtet worden war.

„Wie aus heiterem Himmel ...“

8. Mai 1945: Der Krieg ist aus. Endlich war es so weit. An allen Fronten herrschte Chaos, die deutsche Armee war geschlagen. Alle waren froh, dass es endlich so weit war.

In meiner Dienststelle gab man die Hoffnung auf einen Sieg auf. Mein unmittelbarer Chef veranlasste, dass die noch vorhandenen Vorräte an Kleidung an die Bediensteten verteilt wurden. Auch ich bekam ein Paar Schuhe und Unterwäsche. Er selbst setzte sich ab. Er fand für den Anfang Aufnahme bei Bekannten in der Nähe von Klagenfurt. Was dann weiter mit ihm geschah, konnte ich nicht erfahren, vielleicht ist es ihm gelungen, nach Rosenheim, wo er daheim war, zu gelangen.

Die Angestellten sollten, so wurde uns mitgeteilt, von der neuen Landesregierung übernommen werden. Ein Teil der Bediensteten nahm dieses Angebot an. Ich zog es vor, in die Privatwirtschaft zu gehen, und zwar auf jenen Posten, den ich gerne vor meiner Dienstverpflichtung angetreten hätte, die Arbeitserlaubnis aber nicht bekommen hatte, sondern dienstverpflichtet wurde. Ich trat diese Stelle auch bald an.

In erster Linie aber wollten wir nach Radenthein, wo Tante Liesi mit den Kindern seit Jänner 1944, als der erste Bomben-

angriff auf Klagenfurt gewesen war, lebte. Onkel Hans wollte zu seiner Familie, Melitta und ich wollten mit. Zeitig am Morgen fuhren wir los. Natürlich mit den Fahrrädern, denn ein anderes Beförderungsmittel hatten wir nicht zur Verfügung. Die Straßenverhältnisse waren schlecht, es gab noch über weite Strecken Schotterstraße.

Nach einigen Stunden waren wir am Wernberg, ca. 25 Kilometer entfernt von Klagenfurt in Richtung Villach. Da sprach uns ein in entgegengesetzter Richtung fahrender Mann an. Er fragte, wohin wir wollen. Nachdem wir ihm unser Ziel genannt hatten, gab er uns den Rat, nicht weiter auf der Hauptstraße zu fahren, da die einmarschierenden englischen Truppen bereits die Stadt Villach erreicht hätten. Wir befolgten diesen Rat und fuhren querfeldein in Richtung Treffen ins Gegendtal. Es ging alles gut und am späten Nachmittag hatten wir unser Ziel erreicht.

Tante Liesi mit den Kindern und Tante Marie waren sehr froh, dass wir gut angekommen sind. Wir hatten Angst vor den einmarschierenden fremden Soldaten. Alle Menschen waren nervös. Schließlich ist uns jahrelang nur Schlechtes von den „Feinden“ der Deutschen gesagt worden. Dass wir es aber in den nächsten Tagen mit fürchterlichen Gräueltaten unserer eigenen Leute zu tun haben würden, wussten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Wir waren froh, dass es keinen Fliegeralarm mehr gab und dass wir diese fünfzehn Jahre überlebt haben.

Aber die Mörder waren schon unterwegs. Am nächsten Tag brach das Unglück

über den Ort herein. Wie aus heiterem Himmel tauchten in Radenthein drei SS-Männer, geführt von einer Radentheinerin, auf. Diese junge Frau war ortskundig, sie kannte die Leute in Radenthein und wusste, wie es in einem kleinen Ort üblich ist, auch über deren Einstellung zum Nationalsozialismus Bescheid. Sie stammte aus einer Familie, die sich im März 1938 als „Illegale“ hervortat. Diese Frau, Rosl hieß sie, ist mit mir in die gleiche Klasse gegangen.

Rosl führte nun die SS-Männer zu den Wohnungen derer, die, obwohl der Krieg bereits aus war, noch diesen Fanatikern des NS-Regimes zum Opfer fallen sollten. Drei oder vier Familienväter und eine Frau, die sie als Geisel nahmen, weil ihr Ehemann nicht zu Hause war, Mutter von zwei Kindern, wurden überfallen, auf ein Auto geladen und in einem Wald in der Nähe unseres Ortes erschossen.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Bluttat verbreitete sich in Windeseile, und als wir davon erfuhren, bangten wir um das Leben unserer Tante Marie, deren Mann vor eineinhalb Jahren verhaftet und nach Dachau ins Konzentrationslager gebracht worden war; Rosl kannte ihn gut. Sein Vergehen: Er war als Sozialdemokrat im Ort bekannt, und er hatte den „Feindsender“ „Radio Bero-münster“ gehört.

Den zweiten Schock bekamen wir am nächsten Tag, als wir erfuhren, dass ungefähr hundert Meter hinter dem Haus von Tante Marie ein weiteres Opfer erschossen in einer Grube gefunden wurde. Glücklicherweise besetzten die Engländer an diesem Tag den Ort.

Große Trauer lag über der ganzen Gegend. Als die Opfer begraben wurden, umstellten die Engländer den Friedhof, weil befürchtet wurde, dass diese Mörder noch einmal zurückkommen und weitere Bluttaten verüben könnten. Zum Glück war das nicht der Fall. Sie verschwanden so blitzschnell wie sie gekommen waren.

Es vergingen viele Jahre, bis die Fahndungen Erfolg hatten. Eines Tages, es muss in den sechziger Jahren gewesen sein, las ich in der Zeitung von der Verhaftung dieser Männer in München. Die Hinterbliebenen der Ermordeten hatten Erfolg mit ihren Ermittlungen gehabt. Sie wurden in München vor Gericht gestellt und abgeurteilt. Von der Rosl, so haben mir meine Schulfreundinnen bei einem Klassentreffen erzählt, hörte und sah man in Radenthein nichts mehr. Angeblich lebt sie irgendwo unter einem anderen Namen. Tante Maries Mann hatte Dachau überlebt. Er kam nach einiger Zeit kränklich aber doch nach Hause.

Dietrich DERBOLAV

wurde 1938 in Graz geboren. Die Kriegsjahre verbrachte er in der Sonnenheilstätte Stolzalpe nahe Murau (Steiermark), wo seine Mutter als Ärztin arbeitete.

„Es war ein Lehrstück ...“

In der Sonnenheilstätte Stolzalpe in 1000 Meter Höhe über dem alten Städtchen Murau war vom Weltkrieg nicht viel zu spüren. Aber es gab „Fremdarbeiter“, gefangene Franzosen und russische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, zum Teil sogar mit Kindern. Wir – das waren meine vierjährige Schwester, ich selbst (ein Jahr älter), meine Mutter (Ärztin im „Kurhaus“) und unsere Haushälterin Steffi – wohnten in der so genannten Ärztevilla. (...)

Ende 1944 oder Anfang 1945, ich war damals sechs und ging in die erste Klasse, wurden wir zu einer Feier in den Festsaal des Kinderheimes geführt. Der Saal war voll mit den Betten der Kranken und dazwischen wir, die wenigen Kinder aus der Ärztevilla. Der Leiter des Kinderheimes, Primar Dr. A, ein fanatischer Nationalsozialist, hielt eine Ansprache. In dem bellenden Tonfall, der damals nach „berühmten Vorbildern“ Mode war, schrie er: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen!“ Alles in mir empörte sich: „Hier liegen Kinder, die sich seit Jahren kaum rühren können, und du Idiot willst, dass sie für Deutschland sterben!“

Aber bald kam der „Zusammenbruch“, und es war ein Lehrstück, wie die Menschen darauf reagierten. Ich habe es natürlich nur an den Ärzten der Stolzalpe beobachten können: Dr. B, ein korrekter, aber fanatischer Nationalsozialist aus Norddeutschland, schnitt sich in der

Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 die Pulsadern auf. Dr. C, ein ebenso fanatischer Nationalsozialist aus Österreich, besuchte „am Tag danach“ die Messe in der kleinen katholischen Kirche auf der Stolzalpe. Dr. A floh mit seiner ganzen Familie, wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Nur der Chefarzt Hofrat Dr. D, der während der ganzen „Nazi-Zeit“ trotz verschiedener Anfeindungen jeden Sonntag ostentativ in die katholische Messe gegangen war, blieb von den Ereignissen unberührt.

Wenn ich später daran dachte, hatte mich in diesen Tagen die allgemeine Charakterlosigkeit empört. Es war uns Kindern schärfstens verboten worden mit „Grüß Gott“ zu grüßen. Wir mussten „Heitler“ sagen (die dort übliche Form von „Heil Hitler“). Ich habe immer mit „Grüß Gott“ begrüßt und wohl auch einmal eine Ohrfeige abgefangen. Von einem Tag auf den anderen war „Heitler“ verboten. Aus purem Protest habe ich jetzt mit „Heitler“ begrüßt und bekam wieder eine Ohrfeige. Damals hieß es auch, dass man jetzt mit „88“ grüßen könne: 8 ist der 8. Buchstabe des Alphabets, nämlich H, 88 daher „Heil Hitler“.

In unserer übergroßen Wohnung in der Ärztevilla hatte meine Mutter ständig befreundete „Bombenflüchtlinge“ aus Graz oder „dem Reich“ einquartiert. Besonders bewundert hatte ich den zwölfjährigen Sohn einer dieser einquartierten Familien. Er kannte alle „unsere“ Flugzeuge und Schiffe, aber auch die des Feindes. Wir spielten täglich, er war General Rommel und ich General Mannstein. Wieder von einem Tag auf den anderen,

am 9. Mai 1945 war er General Eisenhower und ich General Montgomery.

Meine Bewunderung schlug in tiefe Enttäuschung um und ich spielte nicht mehr mit. Wie einschneidend sich der „Zusammenbruch“ besonders für höher qualifizierte Menschen auswirkte, zeigt der Umstand, dass meine Mutter mit 33 Jahren und als Frau zur ärztlichen Leiterin des Kinderspitals bestellt wurde, weil alle anderen möglichen Kandidaten „politisch belastet“ waren.

Die zurückflutenden deutschen Truppen zogen das Murtal hinauf Richtung Westen, Richtung Salzburg. Gerade in Murau erreichte sie die Meldung vom Ende des Krieges. Auf der Stelle ließen sie ihre Waffen fallen und schauten, wie sie irgendwie nach Hause kommen konnten. Schule gab es keine mehr, und so stieg ich mit einem Freund hinunter nach Murau. Auf den Wiesen vor der Stadt standen offene Panzer, lagen Gewehre und Munition herum. Wir packten, so viel wir tragen konnten, in unsere Rucksäcke und stiegen wieder auf den Berg. Beim Kinderheim trafen wir peinlicherweise unsere gütige alte Lehrerin Frau D. Sie fragte uns, was wir in den Rucksäcken hätten, wir stotterten eine Lüge und schauten, dass wir weiterkamen. Ich habe nie erfahren, wie es meiner Mutter gelang, diese in jeder Hinsicht gefährliche Last zu entsorgen. Sie sprach nie mehr darüber.

In Murau rückten die Engländer ein, korrekt aber distanziert. Einem nie verifizierten Gerücht nach, hatte der Murauer Bürgermeister englische Kriegsgefangene in englischen Uniformen den Russen entgegengeschickt, die schon

das fünfzig Kilometer entfernte Judenburg erreicht hatten und nun glaubten, die Engländer seien schon vor ihnen da. Die Steiermark wurde englische Besatzungszone. Es gab keinerlei Übergriffe – doch auch sehr wenig zu essen.

Zwanzig Kilometer westlich begann Salzburg, die amerikanische Besatzungszone. Während in der englischen Zone großer Mangel herrschte, war dies in der amerikanischen Zone völlig anders. 1947 machten wir einen Schulausflug mit der altertümlichen Murtalbahn in das nahe Salzburgerische Tamsweg. Es erschien uns wie eine Fahrt ins Schlaraffenland. Man konnte dort einfach in ein Geschäft gehen und Zuckerln und Mehlspeisen kaufen, etwas bei uns ganz Unmögliches. Entsprechend begeistert kamen wir zurück.

Heimwege und Irrwege

Herbert HACKER

wurde 1930 in Wien geboren, im Februar 1945 kam er in ein Wehrtüchtigungslager der Hitlerjugend (HJ), war anschließend in den steirischen Bergen mit einer Kompanie stationiert. Kurz darauf geriet er in Oberösterreich amerikanische Kriegsgefangenschaft.

„Meine Familie hat meine Lebensmittellkarte – und einen Esser weniger ...“

Im April 1945 hören wir zum ersten Mal von der Alpenfestung, und jeder glaubt zu wissen, warum man uns hier behalten hat. Als wir nach Donnersbach kommen, sehen wir massenhaft Wehrmacht und Waffen-SS. Autos werden entladen, und hektisches Treiben herrscht überall. Unsere Ausbilder sind unfreundlich wie früher, und die Stimmung im Lager ist gereizt. Zunehmend wird uns gedroht, dass man uns schleifen werde, bis das Wasser im Arsch koche. Von meinem Vater erhalte ich einen Brief, der unwesentliche Nachrichten enthält. Er schließt mit den Worten, dass ich, wenn notwendig, mein Leben für Führer, Volk und Vaterland zu geben hätte. Mein Vater ist mir seit Jahren suspekt. Obwohl von Jugend an revolutionärer Sozialist, hat er sich seit dem Einmarsch der Deutschen in Österreich langsam aber stetig zum Nationalsozialisten gewandelt. Dem Wunsch meines Vaters, den Heldentod zu sterben, kann ich wenig Geschmack abgewinnen. Am 17. April erfahren wir vom Lagerleiter, dass Wien von den Russen erobert wurde. (...)

Im Kriegsgefangenenlager angekommen, heißt es erst einmal: kompanieweise antreten. Es geht ziemlich militärisch zu. Erst wird abgezählt und dann gemeldet. Vor uns steht eine Gruppe deutscher Offiziere im vollen Ornat. Ihre Stiefeln

glänzen in der Sonne, und die Uniformen sind neu und makellos sauber. Ein Major steigt auf eine umgestülpte Kiste und hält eine Ansprache. Laut und markig ist seine Stimme. „Soldaten!“, schreit er, „haltet euch bereit. Der Krieg ist nur im Westen zu Ende. Jetzt geht es mit vereinten Kräften gegen die Bolschewisten!“ Hinter den deutschen Offizieren stehen die amerikanischen Soldaten mit schussbereitem Gewehr, rauchen und kauen Kaugummi. Ich stehe in der zweiten Reihe meiner Einheit, nahe dem Major, und sein Blick trifft mich. Ich bin sicher der Jüngste in der Kompanie und etwas irregulär gekleidet.

Der Major sagt, wir sollten stolz sein, deutsche Soldaten zu sein, und dass der Führer Adolf Hitler den Heldentod in der Reichskanzlei gestorben sei. Das alles weiß ich längst, und ich überlege, wie ich wohl aus dem Lager flüchten könnte. Der Major redet von der deutschen Ehre und von den Pflichten des deutschen Soldaten. Es sind die alten Phrasen, und Langeweile macht sich breit. Die Idee des Nationalsozialismus sei nicht mit dem Führer gestorben, schreit der Major und aus seinen Augen kommen Tränen. Die Amerikaner grinsen, keiner stoppt die Rede. Vorsichtig mustere ich meine Nachbarn und versuche in ihren Gesichtern zu lesen, doch diese sind regungslos. Wieder spüre ich den Blick des Majors. Seine Rede geht zu Ende. Er reißt den rechten Arm hoch zum deutschen Gruß und brüllt: „Sieg Heil!“ Die Soldaten schreien zurück. Das Deutschlandlied und das Lied von Horst Wessel werden gesungen. Irgendjemand stößt mich in den Rücken und sagt: „Sing, Ostmark-Schwein!“ Anschließend marschieren wir

ab, begleitet von US-Soldaten auf Jeeps. Die Zelte werden aufgebaut und wir haben endlich Ruhe. (...)

Im Lager zu Mauerkirchen sollen wir verhört werden. Alle sagen, danach komme man bald nach Hause. Zuerst allerdings nur jene Gefangenen mit Wohnsitz in Westösterreich. Nach langem Nachdenken erinnere ich mich an die Adresse meines Linzer Großvaters. Wir stehen in langer Reihe vor dem Vernehmungszelt, und baumlange amerikanische Negersoldaten bewachen uns. Einer von ihnen wirft immer wieder lange Zigarettenstummel nach dem Rauchen weg. Er grinst, wenn sich die Kriegsgefangenen darauf stürzen. Sichtlich macht es ihm Spaß. Einer von uns biedert sich an und fragt den Neger nach einer Zigarette. Dabei verwendet er das Wort „Nigger“. Er hat es kaum ausgesprochen, als ihm der Gewehrkolben auf den Kopf knallt und er flach am Boden liegt. Mit Fußtritten wird er traktiert, bis er sich übergibt. „Nazischwein“ ist noch das Geringste, was wir hören.

Als ich zur Vernehmung an der Reihe bin, sage ich Name und Alter und bei der Frage nach der Einheit: „Hitlerjugend“. Der junge Dolmetscher in amerikanischer Uniform sieht von seiner Schreibmaschine hoch und blickt mich erstaunt an. Ich glaube zu träumen, denn es ist ein Jugendfreund von mir. Der an Jahren Ältere war in Wien mehr oder weniger immer mein Beschützer, wenn ich in Bedrängnis war. Seine Mutter war Antifaschistin und hat im Kleiderkasten Radio London gehört, was natürlich streng verboten war. „Wenn du mich an den Galgen bringen willst, dann erzähle es der Polizei“, hat sie zu mir gesagt, als

ich sie einmal aus den Kasten schlüpfen sah. Natürlich habe ich es niemandem erzählt.

Der Mühlbauer Bertl, so heißt der Dolmetscher, spricht mit den amerikanischen Offizieren und die Vernehmung wird unterbrochen. Die Offiziere trinken Coca Cola, rauchen und sehen mich interessiert an. Und ich erzähle meine Geschichte, wie ich da hergekommen bin. Dann läuft alles wie geschmiert, und ich werde zur sofortigen Entlassung freigegeben. Vor lauter Freude vergesse ich den Bertl zu fragen, wie so er bei den Amerikanern ist. (...)

Endlich bin ich in der Linzer Schubertstraße vor dem gesuchten Haus. Es ist zum Teil zerstört, aber bewohnt. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich trete in den Hausflur und versuche an den Türen die Namensschilder zu lesen. Aber es ist zu dunkel. So klopfe ich an der erstbesten Tür, um zu fragen. Ein alter Mann öffnet, sieht mich an und sagt, er sei der Gesuchte. Ich erkläre ihm, dass ich sein Enkel sei, und ob er mich eine Zeit aufnehmen könnte. So lange etwa, bis ich wieder nach Wien zu meinen Eltern könne. Der alte Mann hört mir geduldig zu, und ich rede und rede. Plötzlich schreit eine Frauenstimme im Hintergrund meinen Namen. Es ist die Stimme meiner Mutter. Sie stürzt zur Tür, sieht mich und fällt in Ohnmacht. Der Großvater fängt sie gerade noch auf.

Ich werde in die Wohnung eingelassen und herzlichst begrüßt. Mutter hat sich wieder gefangen und weint. Der Vater sieht mich seltsam an. Alle staunen, dass ich noch lebe, denn ich bin seit Wochen amtlich vermisst. Ich öffne meinen

Rucksack und zeige meine Habseligkeiten. Die Rauchwaren werden mir aus den Händen gerissen. Großvater und Vater sind ebenso gierig darauf wie meine Kameraden vorher im Lager. Noch mehr staunen alle, als ich mir ebenfalls eine Zigarette anzünde und rauche. Mein Vater versucht seine Autorität aufzubauen und meint, jetzt, wo ich zu Hause sei, müsse ich das Rauchen aufgeben. Dazu sei ich noch zu jung, meint er.

Ich habe Hunger, aber sie haben für mich nichts zu essen. Ich bin nicht eingepflichtet. So reiße ich eben eine amerikanische Notration auf. Ich bemerke die hungrigen Augen – und mir kommt zu Bewusstsein, die haben noch weniger als ich. Die Verpflegung in meinem Rucksack reicht für alle und für eine Mahlzeit. Im Laufe des Nachmittags erfahre ich die Geschichte, wieso meine Eltern in Linz sind und auch meine Geschwister. Mein Vater, Heerespolizist und Kettenhund, hat sie mit einem Militärkonvoi mitgenommen. Mein großer Bruder aber, ebenfalls Soldat, hat sich von Italien über die Berge nach Linz durchgeschlagen. In La Spezia hatte er sich mit einer Italienerin angefreundet, die zu den Partisanen gehörte. Sie ermöglichte dann seine Flucht nach Österreich. Nach mir hatten die Eltern forschen lassen, aber erfahren, dass meine Einheit aufgerieben wurde und ich auf der Vermisstenliste stünde.

In der kleinen Wohnung, deren Mauern von Rissen durchzogen sind, gibt es kein Bett für mich. So schlafe ich am Boden, eingerollt in eine warme Decke. In der Nacht erwache ich und denke an meine Kameraden. Sie fehlen mir. Vielleicht

wäre es besser gewesen, bei ihnen zu bleiben. (...)

Bei einem Hamstergang etwas außerhalb von Leonding verdingt mich der Vater als Knecht. So arbeite ich von Montag bis Samstag mittags bei einem Großbauern. Meine Familie hat meine Lebensmittelkarte – und einen Esser weniger.

Alois MAYRHOFER

wurde 1913 in Kirchschatz in der Buckligen Welt (Niederösterreich) geboren. Bereits im Juli 1939 wurde er zur deutschen Wehrmacht einberufen. Das offizielle Kriegsende Anfang Mai 1945 erlebte er noch in Jugoslawien, in den Tagen darauf marschierte er bis Bruck an der Mur (Steiermark).

„Ich konnte weder lachen noch weinen ...“

Da hörten wir, dass auf dem Bahnhof ein Zug sei, der nach Wiener Neustadt geht. Wir schlichen uns zum Bahnhof, setzten uns in einen Waggon, und wirklich – der Zug ging ab. Aber in der letzten Station vor dem Semmering erwarteten uns bereits viele Russen, trieben uns zusammen, und ab ging's unter größter Bewachung zurück nach Hafendorf ins Gefangenenlager. Nun waren wir im Lager, ca. 2.000 Mann. Wir lagen im Freien, meine Kameraden Potzmann, Swoboda und ich, vier Tage lang. Etwas Essen wurde ja ausgeteilt, doch wir bekamen nichts.

Nun wurden wir zur Mur getrieben, um uns zu waschen. Ich schlug vor, uns auszuziehen und die Uniform am Flussufer unter einer Wurzel zu verstecken. Dann wurden wir alle zurück getrieben, und als es finster wurde, rief mich Potzmann. Ich kroch hinaus. Wir waren frei, schlichen gedeckt einige Kilometer zu einem allein stehenden Haus und baten, dort bleiben zu dürfen, bis es wieder

finster wird. Ich hatte noch einen Kompass bei mir. Der Mann und die Frau gaben uns zu essen, dann nahm er seinen Mantel und ging hinaus. Von den Fenstern aus die Gegend kontrollierend, nahmen wir ahnungslos und dankbar das Essen ein, einen Kartoffelsterz. Auf einmal schrie Potzmann auf – wir wollten beim Fenster hinaus, doch das Haus war bereits umstellt. Dieser Mann hatte uns an die Russen verraten. Nun ging es wieder zurück ins gleiche Lager.

Die Russen begannen, den Gefangenen die Haare kurz zu scheren. Ich saß den ganzen Tag am gleichen Fleck und sinnierte, und Potzmann dachte daran, dass er lange in einer Gutsverwaltung gearbeitet hatte: „Russland ist ein großes Land – ich riskiere nichts mehr.“ Ich sagte, dass wir noch einen Versuch machen sollten. Swoboda, ein wunderbarer Kamerad, sagte, dass er Kommunist sei und zeigte uns seine Mitgliedskarte, die er in der Tasche trug. Dann war da noch ein ganz junger Gefangener aus Hattmannsdorf bei Hochneukirchen, also aus meiner Heimat. Blutjung – vom letzten Aufgebot. Ich sagte ihm, dass wir versuchen sollten zu türmen. Da ich ihm keine Garantie geben konnte, dass es gelang, blieb er hier.

In der Nacht robbte ich Richtung Wald, hatte mich vorher verabschiedet; ich wusste der Zaun war nicht elektrisch geladen. Da, auf einmal Scheinwerfer, die mich erfassten. Rasch auf dem Boden zurückkrobbend, erreichte ich wieder die schlafenden Soldaten und stellte mich auch schlafend. Die Russen schauten nach – nichts rührte sich – und gingen wieder.

Am Morgen begrüßten mich die Kameraden und hänselten mich harmlos. Ich gab es nicht auf. Nun hieß es: Fertig machen zum Abmarsch, und dass wir in Wiener Neustadt den Entlassungsschein bekämen und nach Hause könnten. Ich glaubte es nicht. Nun marschierten wir Richtung Semmering, Frauen waren an der Straße, die uns zu trinken geben wollten, sie wurden verjagt, und die Kübel auf die Straße geschüttet. Seitlich von der Semmeringstraße sind die Adlitzgräben. Wir marschierten, Bewachung zu Pferd, mit Hunden – fast kein Ausweg. Nun machte die Straße vor uns eine Biegung, ich sah auf den Hang und wusste, dass bei Regen das Wasser unter der Straße durchgehen musste. Knapp vor der Kurve sah ich, durch den Ellbogen zurückschauend, knapp hinter mir einen Russen. Ich ging etwas langsamer und er an mir vorbei. Ich nahm die Feldflasche, hielt sie hoch und lief genau zur Biegung. Das Durchlassrohr konnte man von der Straße gar nicht sehen, aber die Logik sagte mir, dass ein Rohr vorhanden sein musste. Die Flasche hielt ich nur deswegen in der Hand, damit ich, wenn mich einer sieht, sagen konnte, dass mich der Durst treibt, und deswegen würde er mich nicht gleich erschießen. Tatsächlich gab es einen Schacht, zwei mal zwei Meter tief. Ich sprang hinein, das Wasser rann schön vom Berg hinunter, aber Gehölz versperrte mir den Weg. Nun, Gott helfe mir! Mit aller noch vorhandenen Kraft versuchte ich die dicken Holzpfosten auseinander zu zwängen. Der Spalt wurde breiter. Zuerst den Rucksack hindurch und dann ich hinterher, die Sperrpfosten richtete ich wieder gleich, und

nun kam ein Rohr, fast einen Meter hoch. Ich kniete hinein, mit Händen und Füßen im Wasser, aber der Bauch blieb trocken. Über mir marschierten Schritte, bestimmt über eine Stunde, dann kamen die nachfahrenden Fahrzeuge, und dann war es still.

Ich lief hinaus auf die andere Seite. Nach einer weiteren halben Stunde war die Straße leer – rasch hinüber und hinein in den Wald. Immer höher und immer höher. Da hörte ich jemanden Holz hacken und ging dem Klang nach. Da arbeitete ein alter Mann mit Axt und Säge. Ich ging zu ihm, und er meinte, ich sei wohl wahnsinnig, in der Uniform hier herumzulaufen. „Wissen Sie nicht, dass vor einigen Stunden ein Gefangenenmarsch hier vorbeiführte?“ Ich verneinte. Er führte mich in eine Hütte, bestehend aus zwei Räumen, einem Herd und zwei Betten. Seine Frau gab mir zu essen, er kontrollierte beim Fenster. Kaum hatte ich gegessen, schrie er, ich soll in den Stall hinein. Er schmiss ein Bündel Stroh auf mich, ich lag flach an der Wand. Ein Pochen an der Tür, und drei Russen traten in die Küche, dann in den Stall, und ich verstand soviel, dass sie Soldaten suchten. Die Leute verneinten. Hätte ein Soldat mit einer Gabel ins Stroh gestochen, wäre es vorbei gewesen. Nun bat mich die Frau zu gehen. Ich sagte ja, aber der Mann brachte mir noch Zivilkleider und eine Säge, riet mir, die Uniform im Wald wegzuschmeißen und wünschte mir alles Gute. Mit vielem Dank ging ich Richtung Heimat. (...)

Das Vaterhaus Lenerls, meiner Verlobten, lag kaum einen Kilometer vor mir. Erschöpft, übermüdet, beim Hausfenster vorbeigehend, hörte ich die Worte: „Das

ist Lois!“ Nun kam ich zum Tor. Da stand mit Kreide geschrieben: „Starosta“, das heißt auf Russisch „Bürgermeister“. Es traf mich wie ein Blitz. Nun waren auch hier die Russen ... Ich sank auf die nebenstehende Bank, zerstört, hoffnungslos, alles erloschen, aus. Ich flüchtete nicht mehr, ging auch nicht hinein, verzweifelt – nun mag kommen, was will. Durch das Gehen mit nassen Schuhen waren die Füße wund, jeder Lebenswille weg. Da kam Lenerl heraus, umarmte mich, ich konnte weder lachen noch weinen und zeigte auf „Starosta“. Sie erklärte, Pfarrer Füll hätte dies geschrieben, damit die marodierenden, stehenden Soldaten das Haus meiden, es war ihm auch gelungen. Sie begleitete mich in die Küche, die Freude war groß. Apathisch, fiebergeschüttelt, zu nichts fähig, legte ich mich zuerst auf die Küchenbank, dann ins Bett. Langsam, nur langsam kam neues Leben. Die Fürsorge baute mich wieder auf.

Friedrich R. MIKSA

wurde 1916 in Wien-Hernals geboren. In den 1930er Jahren entging er der Arbeitslosigkeit durch eine freiwillige Meldung zum österreichischen Bundesheer, er wurde Berufssoldat. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich wurde er in die deutsche Wehrmacht übernommen und nahm von Beginn an am Zweiten Weltkrieg teil.

„Wo war denn die alte, so vertraute Gasse? ...“

Am 2. Mai 1945, sechs Tage vor der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, geriet ich in russische Kriegsgefangenschaft. Ich erinnere mich noch ganz genau an das gutmütig grinsende Gesicht des mongolischen Soldaten, der mit großer Freude meine Armbanduhr

um sein Armgelenk streifte, an der schon schätzungsweise 15 bis 20 „Ura“ baumelten. Der gute Mann fühlte sich reich wie ein König.

Nach einem Marsch von zirka 60 Kilometern kamen wir in ein Gefangenenlager in der Nähe von Frankfurt an der Oder, wo wir relativ gut behandelt wurden; allerdings bekamen wir vier Tage lang weder zu essen noch zu trinken. Am fünften Tag wurde von der Lagerküche eine Kuh geschlachtet. Das halb verhungerte Rindvieh mochte schätzungsweise 350 bis 400 Kilogramm gewogen haben – was da auf einen Gefangenen entfiel, kann man sich leicht ausrechnen. Wir waren zirka 36.000 Mann in einigen Baracken zusammengepfercht, und jeder bekam einen Viertelliter Suppe in die Konservendose, in der dann mit etwas Glück ein kleiner fettloser Happen schwamm; dazu ein faustgroßes, glitschiges Brot, und das musste reichen für den Tag. Am Morgen gab es dann noch einen Achtelliter Kaffeeersatz und einen Esslöffel Rohzucker.

Not macht erfinderisch und mutig. Beim Stacheldrahtzaun wuchsen Löwenzahn und Brennessel. Hatte nun ein gutmütiger Wachposten Dienst, so drehte er uns den Rücken zu, und wir robbten schnell hin und ernteten so rasch wie möglich einige junge Blattspitzen. Diese brockten wir dann in die Suppe und hatten so etwas Gemüseersatz. So vergingen die Tage und Wochen in schrecklicher Eintönigkeit. Die Arbeitsfähigen unter uns hatten durch ihre Tätigkeiten etwas mehr Abwechslung und bekamen auch eine Kleinigkeit mehr zu essen. Sie hatten bei der ärztlichen Untersuchung die Nummern 1 oder 2 erhalten. Die

Nummern 3 und 4 brauchten nicht zur Arbeit – sie konnten auch nicht, da sie zu schwach waren. Ich hatte die Nummer 3 erhalten. Die Untersuchung, die eine ukrainische Ärztin durchführte, war mehr als eigenartig: Man kniff uns in die Pobacken und Hoden. Vor der Gefangennahme hatte ich 73 Kilogramm, wog aber nach kurzer Zeit nur mehr 43 Kilogramm.

Ständig ging das Gerücht um, dass wir arbeitsunfähigen Österreicher in die Heimat entlassen würden, und einmal war es wirklich soweit. Als Marschverpflegung bekamen wir einen Viertelliter Sonnenblumenöl, dazu einen ganzen Wecken Kommissbrot, das war aber auch schon alles. Die Lagertore öffneten sich, und unter den Klängen des Donauwalzers, intoniert von der Kapelle des ehemaligen Deutschlandsenders, marschierten wir in die Freiheit und in eine ungewisse Zukunft. Hinter mir lag fast ein halbes Jahr „Stacheldraht“, vor mir 1000 Kilometer Landweg, vorwiegend zu Fuß. Transportmöglichkeit gab es keine. Nach stundenlangem Marsch erwischten wir einen eben zusammengestellten Güterzug in Richtung Berlin.

Die Strapazen des Heimwegs nach Wien durch das zerstörte Deutschland und über mehrere Demarkationslinien konnte Friedrich Miksa, zuvor schon entkräftet und krank, seiner eigenen Darstellung nach, nur aufgrund der selbstlosen Unterstützung einiger hilfsbereiter Menschen heil überstehen. Nach drei Wochen, reich an Hindernissen und Entbehrungen, brach Friedrich Miksa am 19. September 1945 von seiner letzten Zwischenstation, einem Linzer Krankenhaus, in dem er nach einem totalen physischen Zusammenbruch gepflegt worden war, zur endgültigen Heimkehr auf.

Ich bedankte mich herzlich bei allen, bekam von den guten Schwestern noch eine kleine Wegzehrung, begab mich wieder auf die Landstraße nach Wien und betete um eine Fahrtmöglichkeit. Noch war ich sehr schwach; ich wog damals zirka 47 Kilogramm, um 30 Kilogramm weniger als vor der Gefangenschaft. Aber nun schien es, als ob die ärgste Mühsal und das Bangen vorbei seien. Ich war noch keine fünf Kilometer von Linz entfernt, als ich mich einer großen Tankstelle näherte, vor der mehrere LKW angestellt waren. Es war eine Tankstelle für Holzgas, deren es damals etliche gab. Gleich beim ersten LKW-Fahrer – es war eine Frau in mittleren Jahren – erhielt ich eine positive Antwort: „Ja, ich fahre nach Wien.“ Und wenn ich mit dem Sitz ganz oben auf den Fässern in luftiger Höhe zufrieden sei, dürfte ich mitfahren, allerdings musste ich halt auch eine gewisse Verschmutzung in Kauf nehmen, denn in den Fässern seien allerhand Farben und Öle. Ich sagte freudig zu, man half mir noch hinauf, und ab ging die Post.

Bis St. Pölten ging es trotz der Rumpelrei auf schlechter, von den Russenpanzern sehr beschädigter Straße – die Westautobahn ging ja damals noch nicht so weit – ganz flott dahin. Leider fing es dann an zu regnen und zeitweise goss es in Strömen. Es dauerte nicht lange, und ich war klatschnass bis auf die Haut. Es hatte dies aber auch einen Vorteil, denn die sonst zahlreichen russischen Kontrollen waren nicht zu sehen.

Bereits am frühen Nachmittag kamen wir in Wien an. Die erste Straßenbahn – Welch ein Anblick ... Der LKW fuhr die Hadikgasse entlang, und beim Schloss

Schönbrunn hielt er an. Die LKW-Fahrerin fragte mich, wo ich absteigen wolle bzw. wo ich zu Hause sei. „Hier ganz in der Nähe“, sagte ich ganz beklommen, denn ich brachte vor Aufregung fast kein Wort heraus. Ich verabschiedete mich noch, und die Odyssee war zu Ende. Ich ging ein paar Schritte bis zu Eisenbahnbrücke der Westbahn über die Johnstraße, dann musste ich mich auf einen Randstein setzen, die Beine versagten mir einfach den Dienst. Ich war keine zehn Minuten von der Wohnung meiner Schwiegereltern in der Benedikt-Schellinger-Gasse, wo ich auch meine Frau vermutete, entfernt. Es war der 19. September 1945, der gleiche Tag, an dem ich aus dem Spital der Elisabethinen entlassen worden war.

Was würde mich erwarten? War alles gesund? Unser Heim intakt? überall zerstörte Häuser und noch nicht aufgeräumter Schutt. So mochte ich einige Minuten gesessen sein. Ich wollte gerade versuchen, wieder weiterzukommen, doch, oh Schreck! Die Gegend, die ich so gut gekannt hatte, war mir auf einmal fremd ... Musste ich nun geradeaus gehen oder mich rechts oder links halten? Mir war wieder zum Heulen. Ich fand einfach nicht nach Hause! Wo war denn die alte, so vertraute Gasse? Es war auch kein Mensch zu sehen, den ich nach dem Weg fragen konnte. Endlich, es erschien mir wie eine Ewigkeit, nahte von der gegenüberliegenden Straßenseite eine ärmlich gekleidete Frau. „Ich bitt' Sie um eine Auskunft ...“ – aber leider, die Frau, anscheinend sehr verängstigt, beschleunigte ihre Schritte. Einige Meter weiter blieb sie dann doch kurz wieder stehen – offenbar hatte sie meine bit-

tend erhobenen Hände gesehen – und sagte mir, wie ich gehen sollte. Ja, da war auch schon die Schule, die ich kannte. Und auf einmal stand ich vor unserem Wohnhaus. Ich wohnte damals, immer wenn ich auf Fronturlaub war, bei meinen Schwiegereltern im dritten Stock. Lift gab es in dem Haus keinen.

So stand ich unten im Parterre vor dem Stiegenaufgang und wollte hinauf, aber wieder versagten mir meine Beine den Dienst. Aber ich musste hinauf, koste es, was es wolle. Also gut, dann auf Händen und Füßen wie ein Hund! In dieser Situation fand mich unsere im Hause wohnende Greißlerin, die vor Schreck einen Schrei ausstieß und wieder zurück in ihre Wohnung rannte. Durch die Tür hörte ich sie noch zu jemandem sagen: „Ich weiß nicht, aber ich glaube, das war der Herr vom dritten Stock.“

Das Wiedersehen zu schildern, möge mir erlassen bleiben ...

Es dauerte nicht lange, bis ich nach einer kurzen Aussprache mit meiner Frau und meiner Schwiegermutter und nachdem ich noch mit Sago-Schnitzel und mit einer Zigarette als Nachtisch gelobt worden war, in einen todesähnlichen Schlaf fiel. Nach dem Munterwerden war meine erste Frage, was wir für einen Tag hätten. „Freitag“, gab man mir zur Antwort. „Nein, das gibt es nicht“, sagte ich, „ich bin doch an einem Dienstag nach Hause gekommen!“ – „Ja, mein Lieber, aber es ist so. Du hast volle drei Tage durchgeschlafen. Bedürfnisse hattest du während dieser Zeit keine“, sagten meine Lieben. Kein Wunder: Hunger und Durst kannte ich ja, und so funktionierten na-

turgemäß auch andere Bedürfnisse nicht. Ich war wie gelähmt.

Teile der Lebenserinnerungen Friedrich R. Miksas wurden in dem Sammelband veröffentlicht: „Geboren 1916“, hg. von Gert Dressel u. Günter Müller; „Damit es nicht verlorenght ...“, Bd. 38, Wien (Böhlau) 1996.

Josefa PAUL

wurde 1924 als jüngstes von neun Kindern einer Häuslerfamilie nahe Friedberg in der Oststeiermark geboren. Sie war als ländliche Dienstmagd und im Gastgewerbe tätig, bis sie sich als Zwanzigjährige zur Ausbildung als Nachrichtenhelferin in der deutschen Wehrmacht meldete. In Norditalien geriet sie mit Kriegsende in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

„Je näher ich der Heimat kam ...“

Am letzten Abend, vor der Fahrt in die Gefangenschaft, ging ich mit Hilde, Hanna und Berta hinunter ins Dorf. Es lag zirka eine halbe Stunde in einem Talkessel. In der Kneipe war ein Betrieb, was ich, obwohl vom Gastgewerbe einiges gewohnt, noch nicht erlebt hatte. Soldaten, Soldaten, Soldaten. Weiße, schwarze, braune, blonde, große, dünne, rothaarige, schlitzäugige, alle Nationen – und mitten drin in diesem Tumult wir Mädchen von der Deutschen Wehrmacht. Die Amis hatten uns sofort erkannt, salutierten und nahmen uns in ihre Mitte. Drückten uns ein Glas Wein in die Hand und prosteten uns zu. Auf engstem Raum zusammengepfercht standen deutsche Landser in allen Waffenfarben, Alliierte in allen Chargen. Aus allen Richtungen wurden uns Küsse zugeworfen und begeisterte Viva-Rufe. Da kamen auf einen deutschen Landser mindestens zwei, wenn nicht gar drei alliierte Militärpolizisten. Sie stiegen auf

die Bänke, um einen besseren Überblick zu haben. Bullige Neger mit wulstigen Lippen stießen mit uns an, fletschten: „Viva Ladys!“, tranken das Glas mit einen Zug leer, warfen es auf den Boden, dass es in tausend Splitter zersprang, krächzten und grölten Lieder. Ein Chaos sondergleichen. Wie alle Tage und Jahre vorher, erklang Punkt 10 Uhr im Radio die Lili Marleen. Wie auf Kommando sangen alle im Lokal Anwesenden das Lied in ihrer Sprache. Ein Geplärre zum Ohren-Zuhalten. Der Wein tat das seine noch dazu. Die Soldaten umarmten sich, drehten sich stampfend im Kreis, zu zweit, zu dritt und zu viert.

Ob Freund, ob Feind – in dieser Minute waren alle nur Menschen. Tobten, sangen und tranken. Setzten die Flasche an den Mund und ließen sie dort leer laufen. Ganz egal, ob die Flüssigkeit nach innen rann oder nach außen. Die allgemeine Verbrüderung war voll im Gange. Zwischen uns Nachrichtenhelferinnen drängten sich bayrische Gebirgsjäger sowie blutjunge rotblonde Amis. Jeder hielt einen Chianti in der Hand, redete, auch wenn er keinen Zuhörer hatte, und feierte den Frieden auf seine Art. Die Luft in der überfüllten Wirtschaft zum Schneiden dick, der Rauch ätzend, der Lärm ohrenbetäubend. Und der Wirt machte das Geschäft seines Lebens. (...)

Die darauf folgenden sechs Monate verbrachte Josefa Paul in mehreren Kriegsgefangenenlagern der Alliierten. Vom Lager Hafendorf nahe Kapfenberg in der Steiermark wird sie Ende Oktober 1945 entlassen.

Endlich wurde ich vom Lautsprecher aufgefordert, in die Abfertigungshalle zu kommen. Dort bekam ich meine Ent-

lassungspapiere und 40 Mark Verpflegungsgeld für die Heimfahrt. Ein Laster brachte mich mit vielen Mitentlassenen zum Bahnhof nach Bruck an der Mur. Von dort ging es weiter nach Graz. In Graz regnete es in Strömen. Alle flüchteten in den provisorischen Warteraum. Der Hauptbahnhof war total verwüstet. Der Warteraum an einer Seite mit einer Bretterwand verschlagen und ein Notdach darüber. Eine elektrische Funzel hing an einem Balken und spendete spärliches Licht. In der Mitte des Raumes stand ein uralter Eisenofen, schön warm eingheizt. Bei dem Regenwetter eine wunderbare Wohltat. Auf dem Boden neben meinem Rucksack sitzend, verbrachte ich die Nacht. Als gegen Morgen einmal ein Eisenbahner herein kam, fragte ich ihn, wann ich einen Zug in die äußerste Oststeiermark hätte. Er sah mich blöd an und fragte mich, ob ich einen Kopfschuss hätte. „Um 8 Uhr hast einen bis Gleisdorf. Dann ist es aus mit der Herrlichkeit.“ In Gleisdorf hatte der Regen aufgehört, und ich machte mich auf Schusters Rappen auf den Weg.

Anfangs schritt ich ganz munter dahin. Ich wollte ja so schnell wie möglich daheim sein. Beide Hände in den Trägerschlaufen trabte ich dahin. Gasmaske und Menageschale hatte ich schon längst irgendwo liegen gelassen. Nur die Feldflasche hatte ich noch in Gebrauch. Früher hatte ich sie ständig mit Tee gefüllt, später mit sterilem Wasser. In Hafendorf hatte ich sie zum letzten Mal mit Wasser gefüllt und in eine Außentasche vom Rucksack gesteckt. Ebenso den Brotbeutel. Nur leider war er in letzter Zeit meist leer. Am Nachmittag holte mich ein

Mann ein. Er ging wesentlich schneller als ich. Er grüßte mich freundlich und fragte mich, ob ich denn schon lange unterwegs sei, weil ich so müde daherhatsche. „Wie man es nimmt. Von Gleisdorf komme ich zu Fuß. Und ich habe halt gar keine Kondition in meinen Wadeln. Weißt, ich bin das Gehen nicht gewohnt.“ – „Komm, gib mir deinen Rucksack. Ich trag ihn dir ein Stück. Wir haben vorläufig den gleichen Weg. Ich muss hinaus in die Pöllauer Gegend, und weil es kein Fahrzeug gibt, bin ich auch zu Fuß unterwegs.“ – „Das ist sehr lieb von dir, wenn du mir helfen willst. Aber du kennst mich doch gar nicht.“ – „Nein, aber ich weiß, wo du herkommst. Ich war bei der Luftwaffe und hatte viel mit den Mädchen zu tun. Sie waren alle prima Kumpels.“ – „Ich war beim Heer im Funkverkehr.“ – „Ich weiß, ich kenne die Uniform.“

In seinem Steirerjanker mit weißem Hemd, Lederhose und weißen Stutzen sah er blendend aus und war etwa um die Dreißig. Er nahm mich bei der Hand und führte mich wie ein kleines Kind. Er erzählte, dass er Glück gehabt hatte und gleich nach Kriegsschluss heimkam. Es waren noch die Russen da, und er musste sich ununterbrochen verstecken. Leute, die uns begegneten, glaubten wohl, wir wären ein Liebespärchen, weil wir so selbstvergessen auf der Straße dahinwanderten. Dann wollte er wissen, wo ich solange gesteckt wäre. Ich sagte: „Bei den Amis. Die gingen auf Nummer Sicher. Und da die Steiermark so lange besetzt war, zog sich die Entlassung halt in die Länge. Aber nun bin ich ja bald daheim. Ich freue mich schon.“ – „Wie weit hast denn noch?“ – „Na, bis ans

äußerste Zipfel von der Oststeiermark“, sagte ich und setzte den Namen meiner Heimatstadt hinten dran. „Was, und da meinst du, du bist bald daheim? Du bist gut. Da brauchst mindestens zwei Tage.“ – „Macht nichts. Und wenn es drei sind, ist es mir auch schon wurscht.“

Er lachte und sagte, ich hätte bis Birkfeld fahren können. Diese Bahnstrecke sei in Ordnung. Und von dort über Voarau. Da hätte ich es viel näher gehabt. „Das habe ich nicht gewusst. Es hat mir auch niemand etwas gesagt. Weißt, ich muss mich erst wieder an die Freiheit gewöhnen. Momentan bin ich blöd wie eine Kuh vor einen neuem Tor.“ – „Wie kannst du nur so etwas sagen?“ – „Weil ich manchmal so was Dummes frage, dass man mich auslacht. Ein Grazer Eisenbahner hat mich gefragt, ob ich einen Kopfschuss hätte, nur weil ich nach einem Zug gefragt habe.“

Plötzlich blieb er stehen und drehte sich mir zu. Ich hatte keine Ahnung, wo wir uns befanden. Die Straße war menschenleer. Nicht einmal ein Ochsengepann war zu sehen. „Sag einmal, wann hast denn das letzte Mal was gegessen? Ehrlich!“ sagte er mit Nachdruck. „Gestern Mittag. Am Abend war ich schon in Graz, und heute Morgen fuhr ich nach Gleisdorf. Seither bin ich unterwegs.“ – „Und warum hast dir nichts gekauft?“ – „Ja warum? Ehrlich! Ich habe den Umgang mit Geld verloren. Bei der Entlassung bekam ich 40 Mark. Bei den Alliierten hatte es kein Geld gegeben, und vorher hatte ich mit Lire gehandelt. Ich muss mich erst wieder zurechtfinden. Jetzt siehst selber, wie blöd ich bin. Und irgendwo muss ich ja auch übernachten. Da brauche ich ja auch

was. Ich habe ja keine Ahnung, was das kostet.“ – „Du bist ein Kindskopf. Heimkehrer werden überall gerne aufgenommen. Die brauchen nichts zahlen. Und beim nächsten Bauern gehe ich hinein und bitte um ein Stück Brot.“ – „Aber bitte nicht für mich. Wenn ich eines will, gehe ich selber. Bis jetzt habe ich meine Angelegenheiten immer selber erledigt. Für dich, das ist mir egal. Aber nicht für mich!“ Er ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Beim nächsten Bauern trat er ein.

„Keine Widerrede. Versprich mir, dass du da wartest, bis ich wieder da bin. Sonst nehme ich deinen Rucksack mit hinein.“ – „Versprochen!“ Und wie zum Schwur erhob ich die Hand. (...) Mein Begleiter, ein charmanter Gesellschafter und äußerst korrekt, nahm den Rucksack von seinen Rücken und stellte ihn mir vor die Füße. Ich sah ihm nach, bis er in der Eingangstür verschwunden war. Während ich so dastand und wartete, dachte ich, ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal um Brot betteln müsste. Zwar tat es der junge Mann für mich, aber trotzdem. Endlich hörte ich Stimmen. In jeder Hand ein Butterbrot trat mir der Mann entgegen. Hinter ihm eine Frau. Ich glaube es war die Bäuerin. Als sie sah, dass mir der Mann ein Butterbrot gab, fing sie an zu keifen. „Was“, schrie sie, „für so eine Flitschen hast du von mir Brot verlangt? Wenn ich das gewusst hätte, wäre mir kein schwarzes Krümel ausgekommen. Du hast gesagt, es wäre für einen Kumpel. Du miserabler Lugenschippel, du hundsgemeiner!“ Dann kam ich an die Reihe. „Und du, du schamloses Luder, du geh lieber was arbeiten, als mit einen Kerl herumhuren.“

Meine Augen schossen Blitze. Mein Mund war ein schmaler Strich. Ich war im Begriff mein soeben erhaltenes Butterbrot ihr vor die Füße zu werfen. In diesem Augenblick nahm mich der Mann bei der Hand und zog mich fort. „Komm her und iss es! Brot ist viel zu kostbar, um es ihr hinzuwerfen“, sagte er liebevoll und legte den Arm um meine Schultern. „Sie weiß ja nicht, was sie sagt.“ Er griff nach meinem Rucksack und hängte ihn über. „Ich weiß genau, was ich sage“, schrie sie uns nach, „ein faules G’sindel seids! Statt arbeiten gehts fechten. Der Teufel soll euch holen!“ Ich zitterte am ganzen Körper. „Lass die Alte! Iss dein Brot. Wenn du willst, kannst meines auch noch haben.“ Er war die Güte in Person. Er nahm mich wieder bei der Hand, und wir trotteten gemütlich auf der staubigen Straße weiter. (...)

Kein einziges Fahrzeug begegnete uns. Die Straße gehörte uns ganz allein. Dann war der Abschied da. Er schlüpfte aus meinem Rucksack, hob ihn mir auf den Rücken und richtete mir die Träger zurecht, die er vor einigen Stunden verlängert hatte, weil sie für seinen breiten Rücken viel zu kurz waren. „Also, dann noch einmal vielen herzlichen Dank für das Butterbrot“, sagte ich ihm die Hand reichend. „Ich werde es nie vergessen.“ „Ist schon gut.“ „Du bist ein Schatz. Schade, dass sich unsere Wege jetzt trennen.“ Er schüttelte mir fest die Hand und wünschte mir eine gute Heimkehr. Bevor wir uns endgültig aus den Augen verloren, winkten wir uns noch einmal zu. Ich wusste weder, wer er war, noch woher er kam. Wir blieben beide namenlos.

Im Banne des Erlebten setzte ich frisch fröhlich Fuß vor Fuß auf die Schotterstraße, bis es zu dämmern begann. In der nächsten Ortschaft, ich wusste nicht, wo ich war, musste ich mich unbedingt nach einen Nachtlager umsehen. Heimkehrer würden überall gerne aufgenommen, hatte mein Begleiter gesagt. So betrat ich frohen Mutes ein Gasthaus, das unmittelbar neben der Straße stand. Grüßte freundlich und bat um eine Schlafstelle. Ich wusste, ich sah in meiner Aufmachung nicht gerade vornehm aus, aber was mir die Wirtin entgegenwarf, war auch nicht gerade edel. Was ich mir wohl einbilden täte, das ganze Haus mit Läusen zu versauern, geschlechtskrank sein und andere womöglich anstecken. „Schau, dass du hinauskommst, du dahergelaufene Schlampe!“ Ich kam nicht zum Reden, nicht einmal zum Luftholen. So schnell ratschte sie. „Der Hitler hat ganz Recht gehabt, dass er solches Bagage vergast hat. Schade, dass er nicht mehr lebt. Der hätte dich gleich nach Dachau geschickt!“ Wortlos drehte ich mich um.

Im Gastzimmer hockte ein Tisch voll Männer. „Bist müde, komm setz dich zu uns“, sagte einer, „und iss was!“ „Danke für deinen guten Willen“, erwiderte ich. „Aber jetzt bin ich nicht mehr müde. Und was essen, wie du sagst, der Brocken würde mir im Hals stecken bleiben. Gute Nacht!“ Gewohnheitsgemäß tippte ich an die Schläfe und verließ das Lokal. „A Blitzmad!“ rief einer hinter mir und lief mir nach. „Habe ich Recht?“ Ich drehte mich um. „Wart einen Augenblick, ich red mit der Wirtin.“ – „Ja, glaubst du, ich geh da noch einmal hinein? Du warst bestimmt auch Soldat, oder?“ War er.

Vier Jahre. Zwei davon sogar in Russland und jetzt schon eine Zeitlang daheim. „Dann weißt auch, dass man zum Schlafen nicht unbedingt ein Bett braucht.“ – „Aber die Nächte im Freien sind schon kalt.“ – „Hat man dich in Russland gefragt, ob dir kalt ist?“ Er schüttelte den Kopf. „Na also. Ich werde schon nicht gleich erfrieren. Und vielleicht findet sich einer, der mich anwärmt.“

Im Nu war ich von einem Schippel Männer umringt. Jeder wollte wissen, wo ich so lange gewesen wäre und was ich gemacht hätte. „Na was wohl?“ lachte ich in die Runde. „Herumgetrieben habe ich mich halt. Von etwas muss der Mensch ja leben.“ – „Ich glaube kein Wort von dem, was du gerade gesagt hast“, meinte einer. Ein anderer: „Sag schon, wo du warst! Es tät mich interessieren.“ – „Mich auch“, sagte wieder ein anderer aus der Runde. „Bei den Alliierten. Gestern bin ich in der Obersteiermark entlassen worden und seit heute Früh bin ich unterwegs. Zufrieden? Kann ich jetzt gehen?“ (...)

„War ein netter Haufen“, dachte ich, während ich auf der abendlichen Straße weiter schlenkerte. Nach etwa zehn Minuten bog ich von der Straße ab in einem kleinen Obstgarten. Der Tag ging in die Nacht über. Ich nahm meinen Rucksack ab und lehnte mich an einem Obstbaum.

Da erblickte ich am Rande des Gartens eine Hütte. Noch während ich überlegte, ob ich mir die Hütte näher anschauen soll, kam ein Mann auf mich zu. Ich fragte ihn gleich, ob die Hütte ihm gehöre und ob ich darin übernachten könnte. „Du kannst bei uns im Haus schlafen. Es

ist aber nur Schabstroh im Bett und ein Kotzen zum Zudecken.“ Das mache mir alles nichts aus, antwortete ich und ging mit ihm mit. Er brachte mich ins Haus und erzählte seiner Frau, dass er mich im Obstgarten aufgelesen hätte und dass ich im Holzschuppen schlafen wolle. Seine Frau war eine ganz liebe Person. Sie plauderte gleich drauf los, als ob wir alte Bekannte wären. Nebenbei hantierte sie beim Herd und stellte mir alsbald ein großes Häferl Milch her auf den Tisch. Der Mann schnitt über den ganzen Laib Brot ein Stück ab, strich Butter darauf und legte es dazu. „Greif zu und lass es dir gut schmecken“, sagte er in seiner gemütlichen Art. (...)

Beide Hände wiederum in den Trägerschlaufen meines Rucksackes verschlungen, er war schwer, enthielt er doch mein ganzes Hab und Gut, marschierte ich der Heimat entgegen. Zerschossene Häuser und Brandruinen säumten meinen Weg. „Wie wird es daheim ausschauen?“ dachte ich bei jedem Schritt. „Wen werde ich nicht mehr antreffen?“ Ich konnte ganz einfach nicht verstehen, was man mir erzählt hatte. Nicht einmal das, was ich jetzt selber sah. Ich glaubte, ich hätte den Krieg weit hinter mich gelassen. Es war ein Irrtum. Die Schlacht war zwar geschlagen, aber das Land rund um mich blutete aus allen Wunden.

Eine Bank neben der Straße kam mir gerade recht, um mich ein wenig auszurasen. Ich nahm meinen Rucksack ab und labte mich an dem Wasser, das ich in der Früh bei meinen Quartiergebern in meine Feldflasche gefüllt hatte. Es schmeckte schal, obwohl es frisches Quellwasser war – beinahe wie das Was-

ser aus dem Filterbeutel. Die Mittagszeit war lange vorüber, und der Magen meldete sich. Leider hatte ich keinen so liebenswürdigen Begleiter wie am Vortag. Und selber um Brot bitten und mich wieder beleidigen lassen? Nein. Ich sah bereits, wenn auch weit entfernt und in Dunst gehüllt, meinen Heimatort oben am Berg. „Bis dahin schaffe ich es! Muss es schaffen“, dachte ich. Nur nicht schlapp werden. Mein Gehwerk wurde immer langsamer, die Knie weicher und mein Binkel am Rücken schwerer. (...)

Je näher ich der Heimat kam, desto aufgeregter wurde ich. Erst recht, als ich die Straße hinter mir ließ und links den Berg hinauf abbog. Der Weg auf den Berg war mir von meiner Kindheit her vertraut. Ich ging ihn oft mit meiner Mutter, wenn sie ihren Bruder oder ihre Kusinen besuchte. Bald hatte mich der Wald aufgenommen. Die starke Waldluft machte mich so müde, dass ich beinahe alle hundert Meter rasten musste. Machte mir schon die ebene Straße zu schaffen, so erst recht der Berg. Meine Füße spürte ich kaum noch. So setzte ich mich bald da auf einen Stein oder dort auf einen Baumstrunk und verschnaufte. Ich glaube, für das kürzeste Stück Weg auf den Berg hinauf brauchte ich am allerlängsten. Es war später Nachmittag, als ich das Tor zu unserer Kuhhalde öffnete. Ein beglückendes Gefühl. Gleich neben dem Tor stand die Birke, die uns vor Jahren als Klo diente. Daneben die großen Fichten, an deren Außenseite wir uns mit gespreizten Beinen von ganz oben, Ast für Ast herunterließen. Hunderterlei Gedanken aus der Kinderzeit wurden wach. Mitten auf der Waldwiese ließ ich mich nieder. Warf den Rucksack

zur Seite und streckte mich der Länge nach aus. Blickte zum Himmel und dankte Gott für die gesunde Heimkehr. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich meinen Rucksack hier verstecken sollte. Er hing schwer auf meinen Schultern, als ob ich Blei eingepackt hätte. Ich verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Was ist, wenn ihn jemand findet und mitnimmt. Mein ganzes Hab und Gut wäre beim Teufel.

Nach einer Viertelstunde stand ich mit meiner Last am Rücken daheim vor verschlossener Tür. Das Haus stand noch genau so da, wie ich es einmal verlassen hatte. Es hatte keinen einzigen Einschuss oder gar ein Loch in der Mauer, so wie ich es auf dem Weg hierher oftmals gesehen hatte. Mit einer müden Bewegung schüttelte ich die Last von den Schultern, hockte mich auf die Türschwelle, von der es mich als Kind mit meiner Mutter herabgeworfen hatte, und wartete bis meine Angehörigen vom Feld heimkamen. Das Abenteuer, in das ich mich einmal mit Vollgas gestürzt hatte, war zu Allerheiligen 1945 beendet. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit kam meine Familie, der Vater mit der Schwiegertochter und dem kleinen Mädchen von der Feldarbeit heim. Eine freudige Überraschung. Den Vater trieb es Tränen in die Augen. „Weil du nur wieder da bist ...“, stammelte er immer wieder. „Weil dir nur nichts passiert ist ...“

Dieser Beitrag ist ein Auszug aus Josefa Pauls Lebensgeschichte, die im Frühjahr 2005 im novum Verlag als Buch erschienen ist: „Frag nicht nach dem Warum“. Horitschon-Wien-München 2005; ISBN: 3-900693-12-9.

Hans GAMLIEL

wurde 1940 als lediges Kind in der Vojvodina geboren. Seine Mutter war vor den Nationalsozialisten von Wien aus dorthin geflüchtet. Hans Gamliel erzählt seine Lebensgeschichte in der 3. Person.

„Sie war eine Meisterin der Improvisation ...“

Bei Serben hatten er und seine Mutter, sie hieß Dorothea, Unterschlupf gefunden. Es war ein kleines Bauernhäuschen auf dem Lande, wo sie ein winziges Zimmer benutzen durften. Auch Erika, seine um zwei Jahre jüngere Schwester, ebenfalls mit einem serbischen Namen gerufen, war mit ihnen, doch daran konnte Hans sich nicht erinnern. Alle drei mussten sich in diesen Jahren versteckt halten, weil ein gewisser Mann namens Hitler die „Endlösung“ des so genannten Judenproblems in Europa anstrebte und Dorothea und ihre Kinder Juden waren. (...)

Der fürchterliche Krieg, die Verfolgung, das Frieren und das Hungern waren endlich vorbei. Sie musste nicht mehr um ihr und das Leben ihrer Kinder zittern. Die deutschen Besetzer wurden immer weiter zurückgetrieben und letztlich geschlagen, und alsbald wurde der Krieg in Jugoslawien offiziell für beendet erklärt. Für Dorothea war es nun vorrangig, mit den Kindern in die Heimat nach Österreich, im besonderen nach Wien zu gelangen. Wo sich all ihre anderen Familienmitglieder aufhielten, darüber hatte sie nicht die geringste Information. Die schreckliche Wahrheit sollte sie erst später erfahren. Jetzt musste sie versuchen, mit den gefälschten Papieren die schwer gesicherten Grenzen zu passieren.

Nachdem sie sich und die Kinder an der Grenze zu Österreich als Wienerin und Jüdin ohne authentische Dokumente deklarierte, jedoch sehr gut gefälschte jugoslawische Papiere in ihren Händen hatte, wurde sie deswegen prompt vom englischen Militär für sechs Tage in Leibnitz im Bezirksgericht inhaftiert. Die gefälschten Papiere waren selbstverständlich konfisziert worden. Von nun an hieß es für sie, ohne jedwelche Papiere durch Österreich, von einer militärische Besatzungszone in die andere zu gelangen. Dies mit zwei Kleinkindern im Schlepptau und obendrein beladen mit Erinnerungen im Kopfe von der erst vor kurzem zu Ende gegangenen, schrecklichen Vergangenheit. Es gelang Dorothea allemal, denn sie war eine Meisterin der Improvisation.

Die erste Station, an der sie mit den Kindern anlangte, war Schloss Neuhaus im Bezirk Ried im Innkreis in Oberösterreich. Hier waren bereits andere Kinder, vermutlich Waisen, untergebracht. Zum Schloss, das auf einer Anhöhe lag, führte ein steiler Weg hoch. Manchmal durften Kinder mit dem Gutsknecht, der ein Pferdegespann führte, welches aus zwei Apfelschimmeln bestand, diesen steilen Weg hochfahren. Hans genoss dieses Erlebnis, denn die beiden Rösser mussten sich mächtig ins Zeug legen, um den Holzkarren und die aufgebürdete Last hochzuziehen. Der Aufenthalt auf Schloss Neuhaus war nur von kurzer Dauer. Es drängte Dorothea nach Wien und danach, endlich etwas über das Schicksal ihrer weiteren Familienmitglieder zu erfahren. (...) Endlich waren sie, unzählige Hindernisse umge-

hend und überwindend, in Wien angekommen.

Die ersten Tage fanden sie bei einigen Bekannten Dorotheas oder deren Eltern Unterkunft, was auf Dauer keine Lösung war. Selbst bei Dorotheas Tante Andrea, deren Mann man in Berlin-Moabit umgebracht hatte, konnten sie nur kurze Zeit bleiben. Tante Andrea hatte nämlich, noch während des Krieges, ein Mädchen als Ziehtochter zu sich aufgenommen. Obschon es sich um einen Teil der großen, vor dem Krieg gemieteten Wohnung von Dorotheas Eltern handelte, war diese für sie alle zu klein, um darin wohnen zu können. Denn im weiteren Wohnungsteil waren, sowie Gamliels geflüchtet waren, sofort „arische“ Mieter eingezogen. Mittlerweile hatte Dorothea von der wieder existierenden jüdischen Kultusgemeinde vernommen und war dort umgehend vorstellig geworden. Es hieß, dass man Juden dort helfen würde und über vermisste Angehörige gezielte Nachforschungen anstellen könne.

Also fragte sie dort an, und einige Zeit danach wurde ihr die schreckliche Mitteilung gemacht, dass außer ihrer Tante Dorothee, die mit ihrer Tochter Editha noch von Jugoslawien nach Israel hatte flüchten können, alle Familienangehörigen vergast worden waren. Das war der fürchterlichste Tiefschlag im noch so jungen, mit so viel schlimmen Ereignissen gespickten Leben Dorotheas. Gegenüber ihren innigst geliebten Kindern verstand sie es meisterlich, ihren Gemütszustand, der sie fortan gesundheitlich zeichnen sollte, zu verbergen. Welche Kräfte und Größe hatte diese junge, dermaßen leidgeprüfte Mutter?

Später erzählte sie nicht nur ihren Kindern, dass sie beide ihr größtes Glück seien und nur sie ihr die Kraft und den Willen zum Weiterleben aufrecht erhalten hätten. Ohne die Kinder hätte sie weder dies noch jenes wollen und können. Unmittelbar nach der ersten Vorgesprache bei der Kultusgemeinde wurde Dorothea und ihren Kindern eine Bleibe im jüdischen Obdachlosenheim zugewiesen. Das Heim befand sich in der Leopoldstadt, also im zweiten Wiener Gemeindebezirk, in der Tempelgasse, im Haus Nummer 3. Dorothea war müde aber sehr froh, endlich eine Unterkunft zu bekommen, von welcher sie nicht nach wenigen Tagen wieder wegmussten.

Das Heim, ein dreistöckiges Backsteingebäude, grenzte damals, durch einen langen Hof getrennt, an die Ruine des von den Nazihorden zerstörten jüdisch-türkischen Tempel, in welchem einst Dorotheas Eltern getraut worden waren. Nachdem Dorothea mit ihren Kindern von der Heimleiterin, Frau Citron, empfangen und aufgenommen worden war, wies diese dem sechsjährigen Hans, das letzte freie Bett in einem Männerzimmer zu, in welchem ausschließlich alte und kranke Männer untergebracht waren.

Inmitten dieser meist Verbitterten bezog der Knabe seine Bettstatt. Alle Betten waren aus emaillierten Eisenrohren gefertigt, weiß lackiert und voneinander durch Nachtkästchen, aus ebensolchem Material bestehend, getrennt. Manche der Männer sah Hans nur am Abend, wenn sie zum Schlafen kamen, andere wiederum verließen ihr Bett fast nie. Gesprochen wurde miteinander kaum ein Wort, zu sehr war ein jeder mit seinen

Problemen und der schrecklichen Vergangenheit beschäftigt. So lebte man eine Zeitlang auf allerengstem Raum wohl gemeinsam, jedoch aneinander vorbei.

Dorothea und Erika landeten in einem Zimmer, welches ausschließlich mit Frauen belegt war. Dieses Zimmer war nur erreichbar, indem sie ein anderes Zimmer, das von Männern bewohnt war, durchschreiten mussten. Auf Dauer war dies für alle Betroffenen untragbar geworden, da andauernd Reibereien entstanden. Alle Heimzimmer waren von Ungeziefer, hauptsächlich von Wanzen, befallen. Dorothea besorgte sich, das zu dieser Zeit hoch gelobte und mittels vieler Plakate angepriesene Insektenvernichtungsmittel DDT. Dieses wurde als Pulver in kleinen, runden, nach außen hin leicht gewölbten Kartonschachteln in Drogerien sowie in Apotheken verkauft. Hatte man es erworben, musste man nur ein nadeldünnes Loch seitlich einstechen und durch ein leichtes Zusammendrücken der Schachtel schoss aus dem Loch das Pulver dahin, wo man es benötigte. Hans machte sich daran, wo immer er Ritzen oder Löcher im Zimmer entdeckte, jene mit diesem Pulver zu bestreuen. Er entdeckte an den Wänden viele schmale bräunliche Streifen, welche von zerdrückten Wanzen stammen mussten, denen Vorbewohner der Zimmer ohne Verwendung des Pulver den Garaus gemacht hatten. Das Pulver half tatsächlich sehr gut, gegen das viele Ungeziefer anzukämpfen.

Sobald Dorothea und die Kinder im Heim heimisch geworden waren, hatte Hans sich die Tempelruine als bevorzugten Aufenthaltsort auserkoren. Dabei war

ihm mit seinen sechs Jahren keineswegs bewusst, wie lebensgefährlich das Spielen in und auf der „Reichskristallnacht-ruine“ für ihn war. Er erzählte seiner Mutter nicht, wie magisch ihn die schummrigen Abteile der Ruine anzogen. Über die eingestürzten Balken und Schuttberge ließ es sich so toll herumklettern. Hin und wieder huschten Ratten umher, von denen Hans sich keineswegs stören ließ. Er konnte sogar noch zerborstene, arg verkohlte Sitzbänke erkennen, die aus dem Schutt heraus ragten. Hätte seine Mutter von dem Treiben gewusst, sie hätte es ihm augenblicklich ein für alle Male untersagt.

Um den tristen Heimgeschehnissen wenigstens für Stunden entfliehen zu können, hielt es Dorothea oft so, dass sie mit den Kindern den Stadtpark aufsuchte. Sie kleidete sie dann so adrett wie möglich, wobei das Trägerröckchen Erikas und die Trägerhose von Hans aus ausrangierten weißen Leintüchern bestanden, die Dorothea von Hand angefertigt hatte. Erikas blondes Haar schmückte sie zudem mit einer übergroßen farbigen Haarschleife, welche sie um ein lustig nach oben stehendes Haarbüschel gebunden hatte, während Hans einen artig gekämmten Scheitel, eine so genannte „Laus-Allee“, trug.

Im Stadtpark durften die Kinder, immer in Sichtweite ihrer Mutter, mit anderen Kindern spielen. Sie schlenderten meist bis zu Hübners Kursalon. Vor diesem waren Parkstühle aufgestellt, von denen sich Dorothea einen geeigneten aussuchte und Platz nahm. Den Parkstühlen gegenüber befand sich ein halboffener Pavillon, in welchem bei schönem Wetter ein Orchester aufspielte. Sobald die Mu-

siker spielten, waren die Parkstühle gebührenpflichtig, und damit beauftragte Personen gingen zu jedem, der auf einem Stuhl Platz genommen hatte, eine Musikschutz-Gebühr einkassieren. Während der dargebrachten Operetten- und Schlagermelodien, schwelgte Dorothea in Erinnerung an frühere Zeiten.

Sowohl beim Hin- wie auch beim Rückweg, mussten sie an unzähligen, an den vielen Eingängen stehenden Schleichhändlern vorbeigehen. Bei diesen, es waren ausschließlich Männer, handelte es sich meist um Kriegsversehrte. Aus erlauschten Gesprächen zwischen Erwachsenen, erhaschte Hans, dass man von diesen Männern für viel Geld, am besten für US-Dollar, amerikanische Zigaretten wie Lucky Strike, Chesterfield, Marlboro oder Camel, aber auch schon die von der Damenwelt so sehr begehrten Nylonstrümpfe kaufen konnte. Die hier stehenden Männer bestritten ihren Lebensunterhalt mit der Ausübung dieser streng verbotenen Tätigkeit, die aber für sie die einzige Möglichkeit war, an Bargeld zu kommen.

Es gab dort auch Männer, die beide Beine verloren hatten oder an diesen gelähmt waren. Jene saßen nebeneinander in einer Reihe, jeder in einem dreirädrigen, mit Armeskraft zu bewegendem Invalidenfahrzeug und boten dieselben Waren wie ihre stehenden Leidensgenossen an. Oder aber: Sie bettelten um Almosen. Um die erstmals noch spärlich von amerikanischen Soldaten nach Europa gebrachten Nylonstrümpfe gab es ein regelrechtes „G'risss“, wobei die wenigsten sich – des allzu hohen Preises wegen – solche kaufen konnten, aber viele sprachen darüber.

Fritz ROUBICEK

Fritz Roubicek wurde 1913 in Wien geboren und wuchs in der Gegend des Brunnenmarkt im 16. Gemeindebezirk (Ottakring) auf. 1938 flüchtete er als Jude vor den Nationalsozialisten zunächst in die Schweiz, sodann nach Frankreich. Dort wurde er festgenommen und war von 1942 bis 1945 in den Konzentrationslagern Auschwitz und Buchenwald inhaftiert. Nach der Befreiung kehrte er im Sommer 1945 nach einer langwierigen Fahrt und zahlreichen Zwischenstationen mit anderen ehemaligen KZ-Häftlingen nach Wien zurück.

„Jedem Wiener lacht das Auge' ...“

Wir trudelten also in Wien ein, mit einem kleinen Binkerl am Arm, das eine Zahnbürste, zwei paar Socken und eine Unterhose in sich barg. Unsere kleine Gruppe bestand aus fünf Personen. Außer meiner Wenigkeit gehörten dazu der Zahnarzt Dr. Gerhard Arnstein, die beiden Brüder „Lutschi“ und Kurtl Weinber und eine vierte Person, an die ich mich heute nicht mehr erinnere. Wir standen am Westbahnhof, vielmehr auf dem, was von ihm übrig geblieben war, und hatten das Gefühl, endlich wieder zu Hause zu sein, ungefähr so, wie es in dem Wienerlied beschrieben wird: „Jedem Wiener lacht das Auge, pocht das Herz, die Wange glüht, wenn nach jahrelanger Trennung er St. Stephan wieder sieht.“ Nun, St. Stephan sahen wir nicht, aber dafür die Mariahilfer Straße und eine Straßenbahnlinie, die zu unserem Erstaunen fuhr, und auch die Stadtbahn verkehrte bis Friedensbrücke.

Als die Brüder Weinber – Brigittenauer von Geburt und aus Neigung – das hörten, bewogen sie uns, sofort in die Brigittenau zu fahren. Dort würden sie es bestimmt leichter haben, für uns Quartier aufzutreiben. Lutschi, als ehemaliger

Taxichauffeur auch mit Typen aus der Unterwelt bekannt, versprach sich davon auch einiges.

Wir fuhren also los und wurden im Café Brioni, gegenüber der Franz-Josephs-Bahn, deponiert. Dort wussten wir nicht, was wir bestellen sollten. Die Entscheidung wurde uns vom Kellner leicht gemacht. Er teilte uns mit, es gäbe momentan nur zwei verschiedene Konsumationen: Kaffee und Limonade. Mit unverhohlenem Misstrauen fragten wir ihn, was der Unterschied sei. Er antwortete: „Der Kaffee schmeckt nach Petroleum und die Limonade nach Essig.“ Wir entschieden uns also für Essig und mussten feststellen, dass die Limonade genauso grauslich schmeckte, wie sie aussah. Inzwischen waren die Brüder Weinber, die auf Kundfahrt ausgezogen waren, zurückgekommen und teilten uns mit, für sie beide wäre eine Unterkunft vorhanden, für uns übrige aber sehe es trist aus.

Da erinnerten wir uns daran, dass uns Gustl Wegerer, der mit dem ersten Transport nach Wien gefahren und dann wieder für einige Zeit nach Buchenwald zurückgekehrt war, um uns über die Zustände in Wien zu informieren, gesagt hatte, wir sollten uns in der Wasagasse, im ehemaligen Gymnasium, bei der KPÖ melden, man würde uns weiterhelfen. Wegerer war prominenter Kommunist und stand auf gutem Fuß mit dem damaligen russischen Stadtkommandanten. Warum nicht, sagten wir uns und marschierten stramm in die Wasagasse.

Welche Enttäuschung! Dort nahm uns ein Mann namens Wipplinger in Emp-

fang, und eine seiner ersten Fragen war: „Seids ös Juden?“ Man beachte übrigens die gewählte Diktion. Wir bejahten in aller Unschuld und waren leicht verwundert. Wenn er uns gefragt hätte, ob wir Kommunisten seien, wäre das für uns vielleicht noch verständlich gewesen, aber diese Frage war uns schlicht unverständlich. Wie gesagt, wir bejahten und bekamen dann die verblüffende Antwort: „Dann g'hörts ihr nicht da her, gehts zum polnischen Roten Kreuz am Rennweg!“ Draußen waren wir.

Wir versuchten uns Verschiedenes auszureden. Vielleicht nahm sich wirklich das polnische Rote Kreuz heimkehrender KZ-ler an? Wir marschierten also zum Rennweg.

Dazu mussten wir die Innere Stadt durchqueren, und mit unseren Holzschuhen, Marke „Häftling“, war das ziemlich anstrengend. Ich hatte übrigens in meinem Binkerl auch ein Paar Lederschuhe, zwar etwas ramponiert, aber doch halbwegs brauchbar. Die schonte ich aber, weil ich mir darüber im Klaren war, dass in den nächsten Monaten oder vielleicht Jahren an den Erwerb von Schuhen nicht zu denken war.

Beim polnischen Roten Kreuz die nächste Überraschung. Es wurde die Tür nur einen Spalt breit geöffnet, und ein ganz gebrochen Deutsch sprechender Mann bedeutete uns, wir sollten sofort verschwinden. Also, so hatten wir uns den Empfang in der Heimat bestimmt nicht vorgestellt. Ich kann mich daran erinnern, dass mir in Auschwitz ein Wiener, der sich Träumen hingab, eingeredet hatte, unsere Heimkehr würde sich folgendermaßen abspielen: „Weißt', Fritzl,

wir werden mit der Bahn nur bis Floridsdorf fahren. Dort nehmen wir uns dann einen Fiaker, und mit dem fahren wir über die Floridsdorfer Brücke.“ Armer Teufel, er hat Auschwitz nicht überlebt und konnte daher nicht mehr konstatieren, dass unsere Heimkehr sich aber schon ganz anders abspielte.

Was tun? Da kam uns plötzlich eine Idee. Wir wussten zwar, dass die Hitlerische Vernichtungsmaschinerie es sich als Endziel gesetzt hatte, zumindest das europäische Judentum zu vernichten, weiters, dass es eine so genannte „Reichskristallnacht“ gegeben hatte, in der alle Synagogen in Brand gesteckt wurden, aber trotzdem hatte eine Handvoll Juden überlebt. Es musste doch zumindest in der Seitenstettengasse ein Rest des ältesten Wiener Tempels übrig geblieben sein.

Trotz ziemlich großer Müdigkeit machten wir uns neuerlich auf die Socken und standen dann in der Seitenstettengasse vor dem Tempel. Nun, abgebrannt war er nicht. Wir probierten also das Tor zu öffnen, und siehe da, es ging auf. Wir lugten hinein. Es schien alles in Ordnung zu sein, nur keine Menschenseele ließ sich blicken. Wir probierten es also mit lauten Rufen, bis aus der Höhe des zweiten Stockes des vor der Synagoge gelegenen Hauses, eine Stimme ertönte. (...) Als wir fragten, wo denn die Kultusgemeinde geblieben war, bekamen wir die Auskunft. Die amtiert jetzt am Schottenring. Wenn Sie etwas brauchen, gehen Sie dorthin!“ Na, wenigstens etwas.

Wir suchten also diese Adresse auf, und dort erlebten wir die erste angenehme

Überraschung. Die Kultusgemeinde war tatsächlich in voller Tätigkeit, wir wurden freundlichst begrüßt, man gab uns Legitimationen, die in Englisch, Französisch und Russisch Auskunft gaben, wer wir seien. (Das war, wie wir damals noch nicht wussten, wichtig, denn wer auf der Straße ohne Papiere von einer Militärstreife angetroffen wurde, lief Gefahr, sofort hopp genommen zu werden.) Dann drückte man uns dreißig Mark in die Hand, denn die Schillingwährung war damals in weiten Kreisen noch unbekannt, und wir brauchten doch zumindest ein paar Netsch, um mit der Straßenbahn zu fahren, falls diese funktionierte.

Weiters bekamen wir eine Einweisung in ein Rückkehrerheim, das sich in der Unteren Augartenstraße in einer ehemaligen Volksschule befand. Natürlich war das Heim nicht luxuriös ausgestattet, wir schliefen im Turnsaal auf Feldbetten, immerhin aber waren diese sauber, und wir hatten sogar jeder einen Spind, obgleich wir nicht wussten, was wir dort hätten hinhängen sollen. Jedenfalls waren wir viel Schlechteres gewöhnt und waren zufrieden. (...)

Den Nachmittag benützten wir dazu, uns zu erkundigen, was sich in Bezug auf Rückkehrer aus dem KZ in Wien tat. Von wem, weiß ich heute nicht mehr, jedenfalls wurden wir darauf aufmerksam gemacht, dass es in Wien eine Institution gäbe, die „Volkssolidarität“ hieß, sich aus den Vertretern aller drei in Wien zugelassenen politischen Parteien zusammensetzte und die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Rückkehrer zu betreuen, sie in Heimen unterzubringen und ihnen, weil ja die meisten unter uns

bekleidungsmäßig in einem bejammernswerten Zustand waren, mit altem Gewand ein wenig zu helfen. Ich selbst war übrigens mit einer alten Hose und mit einer Wehrmachts-Uniformbluse bekleidet und hatte, um nicht als Wehrmachtsdeserteur zu gelten oder von den Alliierten hopp genommen zu werden, auf dem linken Ärmel einen rot-weiß-roten Stoffstreifen mit der Inschrift „Buchenwald“ aufgenäht.

Interessant ist, dass in Wien kein Mensch wusste, was Buchenwald war. Wir wurden von Volksdeutschen häufig angesprochen, ob wir vielleicht aus dem so genannten „Buchenland“ wären. So nannte man damals die Bukowina. Wenn wir ihnen erklärten, wer wir wirklich seien, blickten sie uns ängstlich an und verrollten sich sofort. Das schlechte Gewissen war ihnen auf die Stirne geschrieben. Aber das nur nebenbei.

Wir machten uns also auf den Weg zur „Volkssolidarität“, deren Büros sich hinter dem Rathaus befanden, und hofften, dass sich der kühle Empfang nur als ein Irrtum herausstellen würde. Oh kindliche Einfalt! Der Erste, an den wir gerieten, war der Delegierte der KPÖ, ein widerlicher Kerl namens Kohl. Der musterte uns sehr von oben herab, und als er erfuhr, wer wir waren, sagte er indigniert: „Ihr gehört nicht hierher, gehts zur Kultusgemeinde!“ Dann gab er, damit nur ja kein Missverständnis vorherrsche, seinem Adlatus namens Drucker, der angeblich ein Spanienkämpfer war, den Auftrag, uns nicht in die Kartei aufzunehmen. Wir aber glaubten uns in die Zeiten des „Dritten Reiches“ versetzt.

Luise HANNY

Wurde 1927 in Mödritz bei Brünn geboren. Im April 1945 flüchtete sie in Richtung Westen und landete vorerst bei einem Bauern in Niederbayern, nahe der tschechischen und österreichischen Grenze. Ohne ihr Wissen hatte inzwischen auch ihre Familie (Eltern, Bruder, Großeltern) – mit Ausnahme einer Tante – Mähren verlassen müssen und war in Wolkersdorf (Niederösterreich) untergekommen.

„Der Irrweg meines tschechischen Briefes ...“

Dann kam einmal ein Brünner ehemaliger Soldat, der sich oft im Frauenberger Lager aufhielt, und berichtete uns, dass es in der Tschechei bereits Postverkehr gibt, allerdings nur im Inland, nicht aus dem Ausland. Man konnte also Briefe schreiben, aber nur an richtige Tschechen, keine Anschrift an die Deutschen, die Post wird angeblich an deutsche Adressen nicht zugestellt und sofort vernichtet. Dass die fürchterliche Vertreibung stattgefunden hatte, wussten wir schon, allerdings hatten wir keine Ahnung, wo sich unsere Leute befanden. Der Brünner hieß Dorn, er hatte irgendwo ein Kino besessen, sein Kriegskamerad und Begleiter war der Sohn eines Brünner Hoteliere, des Besitzers des Hotels „Europa“ im Zentrum der Stadt, also beide Herren ehemals nicht gerade arme Leute. Ich sah sie mir an: Sie waren ungepflegt, unrasiert, in alten Klamotten gekleidet, die sie sich bei Bauern aus gewegworfenen Lumpen ausgebettelt hatten, die Reste der deutschen Wehrmachtsuniform legten sie ab, aus Angst vom Ami-Streifendienst verhaftet zu werden. Sie sahen wirklich wie Landstreicher aus.

Herr Dorn schlug mir vor, einen Brief in tschechischer Sprache an einen gut bekannten und zuverlässigen Tschechen in der Heimat zu schreiben. Ich dachte scharf nach, da fiel mir die Familie Hadlik in Groß-Paulowitz in Südmähren ein, mit der meine Eltern früher guten Kontakt hatten. Herr Hadlik war Schmiedemeister wie mein Vater, also ein Berufskollege; sein Sohn Ludwig war in den Ferien in unserem Haus gewesen, um Deutsch zu lernen, hatte aber nichts erlernt. Ich wusste, dass es eine brave und anständige Familie war, wie waren einige Male zur Weinlese bei ihnen eingeladen gewesen, und ein streng katholisches Haus war es auch. So vertraute ich diesen Leuten mein Schreiben an, aber ich war in der tschechischen Korrespondenz nicht besonders gut, ließ mir den Brief von Herrn Dorn schreiben, denn ein echter Brünner beherrschte fast immer perfekt Tschechisch. Diesen Brief, wie schon erwähnt, adressiert an Familie Hadlik, nahm Herr Dorn mit in das Flüchtlingslager Frauenberg, denn dort lebte eine Brünnerin, die öfter schwarz über die tschechische Grenze ging, weil sie sich mit einem tschechischen Grenzbeamten ein „Gspusi“ oder „Techtelmechtel“ angefangen hatte. Er ließ sie daher schwarz herüber. In dem tschechischen Grenzort gab die Frau die Briefe auf, viele schrieben an bekannte Tschechen, um irgendetwas über Verbleib und Schicksal ihrer deutschen Angehörigen zu erfahren. Wir ließen uns „postlagernd“ wieder an das tschechische Postamt antworten, sofern überhaupt Antwort kommen wird. Das war Mitte August 1945. (...)

Allmählich zeigte sich der Herbst, die Wochen vergingen, unser Heimweh verstärkte sich, doch die Hoffnung gab ich nie auf, irgendein Wunder wird bestimmt geschehen. Eines Tages im Oktober brachte Herr Dorn einen an mich gerichteten Brief, der postlagernd in das tschechische Grenzdorf geschickt und von der Landsmännin wieder abgeholt worden war, die brav als Botengängerin für viele Gutes tat; sie war schlau und raffiniert zugleich. Ich erblickte Vaters Handschrift, war vor Freude fast vom Schlag gerührt; zitternd las ich, dass meine Familie in Wolkersdorf bei Wien gelandet war. Vater bat mich alles zu unternehmen, um dorthin zu kommen. Vater glaubte nämlich, ich sei in dem tschechischen Grenzort interniert (postlagernde Adresse), vielleicht war der Text des Briefes, den ich mir im August in Tschechisch schreiben ließ, nicht klar genug ausgedrückt. Ich war ja auf deutschem Gebiet, und es war mir nichts zugestoßen. Vater lief mit meinem Brief zum Tschechischen Konsulat in Wien, zum Roten Kreuz, ließ nachforschen, wo ich mich vielleicht aufhalten könnte; er glaubte ja fest, ich sei im Böhmerwald auf tschechischem Boden festgehalten oder interniert. (...)

Der Irrweg meines tschechischen Briefes war folgender: Als Hadlik in Groß-Paulowitz den Brief erhielt, fuhr er sofort nach Mödritz und suchte unseren langjährigen Gehilfen Wenzel auf. Er gab ihm den Brief, Wenzel wieder übergab sofort diesen Brief meiner Tante Juli. Tante übernahm nun das Risiko, mein Schreiben einem russischen Lastwagen mitzugeben mit der Bitte, ihn in Wolkersdorf, Brunnerstraße 179, abzugeben. Tante hatte

ja bereits die Adresse meiner Eltern, von Paul und meinen Großeltern. Den beiden Tschechen, Herrn Hadlik und unserem ehemaligen Schmiedegesellen Wenzel, bin ich mein Leben lang dankbar, dass sie sich damals die Mühe machten und meinen Schicksalsbrief weiterleiteten. Es gab und gibt halt auch unter den Tschechen brave und ehrenhafte Menschen.

Vater schrieb sofort eine Antwort, gab seinen Brief wiederum einem Russen mit, der über die Grenze in die Tschechei fuhr, dieser gab ihn dort auf dem Postamt auf. Leider gab es zu dieser Zeit in Österreich noch keinen Postverkehr, schon gar nicht in das Ausland. Es war also an einem schönen sonnigen Oktobertag. Ich hatte Vaters Brief in meinen Händen und zögerte keine Minute, die Reise nach Wien sofort anzutreten.

Erinnerungen Luise Hannys an Ausflüge mit dem eigenen PKW in den 1950er Jahren sind veröffentlicht in dem Sammelband: „Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil“, hg. von Kurt Bauer, „Damit es nicht verlorengelht ...“, Bd. 50, Wien (Böhlau) 2003.

Vom Organisieren und Improvisieren

Hertha BREN

wurde 1922 in Wien geboren und wuchs im 12. Gemeindebezirk (Meidling) auf. Nach Kriegsende im Mai 1945 begann sie ihr Studium der Romanistik an der Universität Wien.

„Nie wieder lassen wir dich hamstern gehen!’ ...“

Meine erste und zugleich letzte große Hamsterfahrt fand im Sommer 1946 statt. Ein Studienkollege (...) verleitete mich dazu. Peter war ein versierter „Hamsterer“ und mit allen Salben geschmiert. Unser Abenteuer begann früh am Morgen auf der Hietzinger Brücke. Große Lastwagen standen bereit und luden zum Mitfahren gegen gutes Entgelt ein. Letzteres sollte erst am Ziel bezahlt werden. So standen wir mit vielen Gleichgesinnten dicht gedrängt auf einem offenen Lastwagen und fuhren nach dem „goldenen Westen“. In der Wachau – ich glaube, es war in der Gegend von Rossatz –, als die Straße eng und verwinkelt wurde, musste langsam gefahren werden. Das war der Augenblick, um sich über die Planke des Lastwagens zu schwingen und abzuspringen. Wie mir das ohne Hautabschürfungen gelungen ist, bleibt mir ein Rätsel; doch das Fahrgehalt war somit erspart.

Mit noch leerem Rucksack wanderten wir landeinwärts in Richtung der Bauernhöfe. Auf der Landstraße begegneten wir einem kleinen Lastwagen, auf dem sich einige Russen befanden. Mittels Zeichensprache und einigen Brocken Russisch erreichten wir, dass sie uns mitnahmen. Auf der Fahrt zog einer der Russen einen Laib Brot und ein Stück Speck hervor und begann davon in der Runde auszuverteilen. Ich bemühte mich, desinteressiert wegzusehen, da hielt der „Unbekannte“

mir und Peter Brot und Speck unter die Nase, worauf wir beide freudig zugriffen.

Als die ersten Bauernhöfe auftauchten, verließen wir das Russenauto, und der für mich leidige Weg des Hamsterns begann; doch Peter war in seinem Element. Es störte ihn nicht, dass in manchen Höfen die Türen versperrt wurden, als man uns erblickte. Wo wir hineingelassen wurden, konnten wir unsere Tauschobjekte anpreisen. Peter bot eine Schachtel mit Nägeln an, die von den Bauern sehr begehrt wurden. Ich hatte nur einen seidenen Rock und einen schwarzen Filzhut à la tyrolienne zu bieten. Wahrscheinlich hätte ich kein Stäubchen Mehl dafür bekommen, doch Peter entfaltete seine Beredsamkeit: Er setzte der Bäuerin den Hut auf, hielt ihr einen Spiegel vor und bewunderte sie von allen Seiten, ebenso geschah es mit dem Rock. Die Bäuerin konnte nicht widerstehen, und für mich gab es Mehl und Brot (1 kg Mehl kostete im Laden damals 0,65 RM, am Schwarzmarkt 150 RM; 1 kg Brot kostete im Laden 0,56 RM, am Schwarzmarkt hingegen 60 RM).

So zogen wir von Bauernhof zu Bauernhof und schließlich konnte ich die stolze Menge von ca. 5 kg Mehl auf meinem Rücken tragen. Peter hatte das Doppelte erhamstert. Mittlerweile war es Abend geworden und an eine Rückkehr nach Wien war nicht mehr zu denken. Für Geld bekamen wir an einem der Bauernhöfe Suppe und durften im Hof auf steinigem Boden, der mit wenig Stroh bedeckt war, neben dem Misthaufen übernachten. In der Früh wanderten wir den langen Weg zurück zur Hauptstraße. Über eine Stunde standen wir schon am Straßenrand und deuteten in Richtung

Wien fahrenden Autolenkern unsere Bitte, mitgenommen zu werden, doch keiner hielt an. Da blieb keine andere Möglichkeit, als dass ich mich allein auf die Straße stellte. Peter versteckte sich im Straßengraben. Ich brauchte nicht lange zu warten; der nächste, von amerikanischen Soldaten gelenkte Laster blieb stehen. Als ich ihnen deutete, dass ich auf der Ladefläche mitfahren möchte, wo sich bereits eine große landwirtschaftliche Maschine befand, wollten mich die offensichtlich angeheiterten Amis ins Führerhaus ziehen. Als ich dies entschieden abwehrte, starteten sie. Doch während ich mit ihnen verhandelt hatte, hatten sie nicht gemerkt, dass Peter aus seinem Versteck aufgetaucht und auf die Ladefläche gesprungen war. Ich lief rasch zurück, Peter hatte schon seine Arme nach mir ausgestreckt und glücklich landete ich zwischen ihm und der frei umherrollenden Landwirtschaftsmaschine. Die so überlisteten Amis fuhren wie die Teufel. Glücklicherweise dauerte diese Fahrt nicht allzu lange; sie mussten ihr Ladegut einem weiteren Transporter übergeben, der uns auch ohne Komplikationen Richtung Wien mitnahm.

Vor der Stadtgrenze erfuhren wir, dass es den alliierten Militärs verboten war, Zivilisten in das Stadtgebiet mitzunehmen. Daher war für uns auf der Hietzinger Brücke Endstation. Als wir das Auto verlassen hatten, wurden wir sogleich von österreichischen Polizisten umringt, die uns aufforderten, einen Ausweis vorzuzeigen und die Rucksäcke zu öffnen. Peter sah schon unser mühsam erhamstertes Gut dahinschwinden, und nun war die Reihe an mir, kühlen

Kopf zu bewahren. In sehr bestimmtem Ton redete ich dem Polizisten ein, dass wir als Studenten bei Bauern schwere Erntearbeit geleistet und nun den Lohn dafür bekommen hätten. Die Polizisten waren offensichtlich unschlüssig, ob sie auch in diesem Fall das Hamstergut konfiszieren sollten, und berieten sich miteinander. Indessen verschwanden wir in der Menge. Als ich glücklich daheim angekommen war und stolz meine Beute ausbreitete, meinten die Eltern, als sie nur einen Bruchteil unserer Abenteuer erfahren hatten: „Nie wieder lassen wir dich hamstern gehen!“

Erinnerungen Herta Brens sind unter anderem abgedruckt in dem Sammelband: „Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil“, hg. von Kurt Bauer, „Damit es nicht verlorengeht ...“, Bd. 50, Wien (Böhlau) 2003.

Günther DOUBEK

Wurde 1928 und wuchs in einer Wiener Arbeiterfamilie auf. Er war ab dem Frühjahr 1944 in der Umgebung Wiens Flakhelfer und danach ein halbes Jahr in Italien und Tirol im Kriegseinsatz. Nach dem Ende der Kampfhandlungen schlug er sich mit zwei Kriegskameraden bis nach Wien durch, wo er Anfang Juni 1945 eintraf. In ihrem Gepäck befanden sich auch einige Briefe, da sie – mangels regulärer Posttransporte – unterwegs mehrfach von Menschen gebeten worden waren, persönliche Botschaften an Adressaten in Wien zu übermitteln.

„Ich mied den Resselpark daraufhin drei Monate lang ...“

Am Dienstag und am Mittwoch gingen wir Briefe zustellen. Wir konnten uns kaum mehr erinnern, wer uns die Briefe gegeben hatte. Auf dem Weg erzählte mir Edi, dass sie am Vortag in Pötzleinsdorf in einem Garten gewesen wären.

Dort hatte man ihnen herrliches Obst gegeben, auch Nüsse – von denen sollte ein Drittel mir gehören. Ansonsten hatten sie 40 Zigaretten und einmal einen guten Kaffee und 100 Mark bekommen.

Zuerst gingen wir in die Panikengasse. Die Hausmeisterin führte uns zu einer alten Frau, die fast blind war. Sie bat uns, den Brief vorzulesen. Er war von ihrer Schwiegertochter und dem Enkelkind (der Sohn war anscheinend tot). Ich wusste sogar noch, dass wir den Brief in Grassing übernommen hatten, von einer hübschen, schwarzhaarigen Frau. Auch an den kleinen Buben konnten wir uns erinnern, weil wir ihm seinen Ball vom Dach heruntergeholt hatten. Die Freudentränen der alten Frau waren mehr wert als alle Geschenke, besonders, als wir vorlasen: „... kommen wir natürlich so schnell wie möglich wieder zurück, damit du nicht so allein bist.“

Ziemlich viel Obst bekamen wir in einer Villa im 13. Bezirk. Dort war nur eine 60-jährige Frau mit ihrem Sohn geblieben (der andere war noch vermisst), und der Brief kam von ihren beiden Schwiegertöchtern. Wir saßen eine halbe Stunde bei Tee und Broten mit Gemüseauflagen – genau genommen konnte ich mich an die beiden Frauen nicht erinnern.

Nett war es auch bei einem alten Ehepaar, dem wir eine Nachricht aus Oberscheffau brachten. Darin stand, dass der kriegsversehrte Sohn eine junge Frau kennen und lieben gelernt hatte und demnächst heiraten wollte: „... aber spätestens im Herbst komm ich mit meiner Frau nach Wien.“ Der alte Herr sagte: „Wir haben kein Geld, und unsere Zigaretten müssen wir gegen Lebensmit-

tel tauschen. Aber ich gebe euch gerne ein Buch aus meiner Bibliothek.“ Es stellte sich heraus, dass er bis 1938 Leiter einer Leihbibliothek gewesen war und die damals ausgemusterten Bücher in seinem Gartenhaus versteckt hatte, statt sie abzugeben. Edi nahm sich „Die Stadt ohne Juden“ von Bettauer, der mir damals noch kein Begriff war. Ich griff nach „Huckleberry Finn“ – das Buch wünschte ich mir seit 1936. (...)

Ein Mann aus unserer Gasse machte mir den Vorschlag, beim Abbruch von Bombenruinen mitzutun. Man bekam außer guter Bezahlung ein ausgiebiges Mittagessen und die Schwerstarbeiterkarte, auf der es sogar Butter gab (so vorhanden). Es war auch üblich, dass die Arbeiter Gebrauchsgegenstände, die sie in den Trümmern fanden, untereinander aufteilten. Oft waren es Werkzeug, Besteck, Kochgeschirr und ähnliche Dinge, manchmal auch Kleidungsstücke. Damals konnte man alles brauchen oder gegen Lebensmittel eintauschen.

Einmal fanden wir nach dem Wegräumen des Schutts den Unterteil einer großen, alten Kredenz. Unter den Scherben waren noch an die 20 unversehrte Teller und in den Laden 20 Garnituren Silberbesteck. Da wir zehn Arbeiter waren, kamen auf jeden zwei Garnituren.

An den Wochenenden besuchte ich Fußballspiele oder Kinos. Es gab auch eine Menge kultureller und sportlicher Veranstaltungen, die mich anlockten. Man konnte mit Geld ohnehin sonst nichts anfangen, außer im Schleichhandel Zigaretten kaufen. Leute mit eigenen Gärten bauten Tabak an – wahrscheinlich hatten sie's schon immer getan, nur durfte man

es früher nicht sagen. Dieser „Eigenbau“ stank erbärmlich und schmeckte so, wie er roch. Mein Vater mischte 50 % echten Tabak mit 25 % Spelzen von Kukuruzblättern (die fast keinen Geschmack hatten) und 25 % Eigenbau. Eine ausgebombte Frau tauschte für ein altes Zweiliter-Geschirr und eine Bratpfanne (beide aus einem zerbombten Gasthaus) sechs Schachteln Zigarettenhülsen. Mein Vater und ich saßen dann am Abend beim Küchentisch, mischten die Sorten und stopften etwa 30 Stück. Ich habe drei Jahre später eine dieser „Spezialzigaretten“ gefunden und geraucht und erst da meine Mutter bewundert, die ohne Murren diesen zweifelhaften Geruch ertragen hat. Das einzige, was sie verlangte: Um 21 Uhr wurde fünf Minuten gelüftet, egal zu welcher Jahreszeit, und nachher durfte in der Wohnung nicht mehr „gestunken“ werden.

Zum Essen gab es bei uns jeden Tag „Brotsuppe“, meistens am Abend. Meine Mutter variierte nur die Zutaten und Gewürze und nannte die Suppe jeden Tag anders. Außer den Nahrungsmitteln, die jeder selbst organisierte, gab es nur Erbsen und Dörrgemüse, ich glaube, aus Lagern der Roten Armee.

Schlimm stand es um die Energie- und Wasserversorgung. Wir hatten Wasser, das war Goldes wert. In manchen Bezirken mussten die Leute hunderte Meter weit gehen, um sich mit Trinkwasser zu versorgen. Auch Strom gab's in Breitensee – Gas gab es nirgendwo. Mein Vater befürchtete das Schlimmste für den Winter. Außerdem waren viele Leitungen durch Bomben zerstört. Man kochte mit einem so genannten „Hausfreund“. Das war eine Art Miniaturausgabe eines Her-

des, etwa 40 Zentimeter hoch. Man setzte ihn auf die Öffnung, die durch das Abnehmen der Herdringe entstanden war. So kam man mit wenig Holz aus, andere Brennstoffe gab es für einen „Normalverbraucher“ nicht.

Auf dem Gelände des früheren Naschmarkts und des Resselparks hatte sich der Schleichhandel breit gemacht. Man konnte dort fast alles kaufen, was man zum täglichen Leben brauchte – die gebräuchliche Währung waren nicht wertlose Mark, sondern Zigaretten. Dieser Schwarzhandel war zwar offiziell verboten, aber jeder wusste davon, und er war nicht auszurotten. Ehrlich gesagt, konnte ich auch nicht recht verstehen, was es einen „nicht funktionierenden Staat“ kümmerte, ob jemand ein Hemd gegen einen Laib Brot eintauschte – wollte der Finanzminister einen Kragenkopf als Umsatzsteuer? Die Leute, die ganze Lastautos voll Waren kauften und verkauften, standen ohnehin meist unter dem Schutz der Roten Armee (oder eines einflussreichen österreichischen Gönners) und entzogen sich dem Zugriff der Polizei.

Die Polizei war überhaupt ein eigenes Kapitel. Viele Polizisten waren nolens volens der NSDAP beigetreten und daher nun untragbar. Der Aufbau einer neuen Truppe war sehr schwierig. Die Sowjets, bei denen anfänglich jeder Bezirkskommandant selbstständig agierte, hatten oft irgendwelche Kommunisten (oder von der KPÖ empfohlene Männer) als Bezirkspolizeichefs eingesetzt, die sich eine Polizeitruppe zusammenstellten, meist auf Empfehlung oder aufgrund persönlicher Bekanntschaft. Mein Vater erzählte mir, dass auch er von einem

Bekanntes Ende April darauf angesprochen worden sei. Es scheiterte am Alter, mein Vater war damals schon 48 Jahre.

In einigen Gebieten stellte sich nach wenigen Wochen heraus, dass ein Drittel der Eingestellten mehrmals vorbestrafte Kriminelle waren, die ihr neues Tätigkeitsfeld nur zur persönlichen Bereicherung benützten. Sie verhafteten auf eine fingierte Anzeige hin mit Assistenz russischer Soldaten eine wohlhabende Familie und räumten in deren Abwesenheit alles Wertvolle aus der Wohnung (die Rotarmisten bekamen ihren Anteil meist in alkoholischer Form). Im Juli war die Polizei allerdings schon weitgehend gesäubert, nur die politische Schlagseite blieb. (...)

Die Zeitungen schrieben über alles Mögliche, nur nicht über die Übergriffe der Besatzungsmacht. Auf dem Fußballplatz sprach ich mit zwei etwa 40-jährigen Männern über dieses Problem. Natürlich verurteilten beide diese Vorkommnisse, aber sie sagten auch: „Du hättest einmal sehen müssen, was wir in Russland alles aufgeführt haben. Vergleichen kann man das nicht.“

Am vorletzten Julisonntag ging ich zum Resselpark, einem der Zentren des Schwarzhandels. Wir hatten hinter der Küchenkredenz zwei volle Schachteln Zigaretten gefunden – Kriegsmischung, aber immerhin Zigaretten. Meine Mutter hatte sie als „eiserne Reserve“ auf die Kredenz gelegt, und sie waren hinuntergefallen. Als ich ihren Fingerhut suchte, der sich unter der Kredenz versteckt hatte, entdeckte ich sie. Die Freude war groß ... und nebenbei beschloss ich, einen nicht ganz astreinen Tauschhandel

zu versuchen. Ich stopfte 20 Zigaretten mit der Spezialmischung ($\frac{1}{3}$ Tabak, $\frac{1}{3}$ Eigenbau, $\frac{1}{3}$ Kukuruzblätter) und füllte damit eine Schachtel. Dann verfertigte ich noch 20 „G'stopfte“ aus $\frac{3}{4}$ Tabak und $\frac{1}{4}$ Spelzen, die kamen in die andere Schachtel.

Meine Mutter hatte gesagt, dass sie dringend Eier brauche und auch der Brotvorrat ginge langsam zur Neige. Ich fuhr mit den beiden Schachteln zum Resselpark und suchte so lange, bis ich ein (Bauern-?) Ehepaar fand, das Eier anbot – ich bot die G'stopften dafür. „Wia san denn de?“ Ich bot dem Mann eine Zigarette aus der „besseren“ Schachtel, aber auch die Frau rauchte und wollte kosten. Wir wurden uns bald einig: 10 Eier (in einer Schachtel, mit Zeitungspapier gesichert) für die volle Packung und ein halber Brotwecken (selbst gebacken) für die restlichen 12 Stück aus der anderen Schachtel. Ich nehme an, dass der unwesentliche Qualitätsunterschied erst am nächsten Tag zum Vorschein kam – ich mied den Resselpark daraufhin drei Monate lang. (...)

In diesem Sommer fuhr ich einige Male mit Lastautos nach Niederösterreich oder ins Burgenland, überall hin, wo man Obst pflücken kann. Man musste für so eine unbequeme Fahrt relativ viel bezahlen, dafür war aber das Obst – Kirschen, Ananas, Marillen – sehr billig, weil die Obstbauern es nicht nach Wien auf den Markt bringen konnten. Wenn man Glück hatte, konnte man auch andere Lebensmittel eintauschen. Dieses Beschaffen von Lebensmitteln wurde als „Hamstern“ bezeichnet, ein Ausdruck, der noch aus der Kriegszeit stammte. Ich fand ihn idiotisch – schließlich legt ein Hamster

doch Vorräte an, und davon war bei einem „Normalverbraucher“ keine Rede.

Noch widerlicher fand ich, dass die Polizei am Rand von Wien Lastautos aufhielt und das Obst beschlagnahmte. Neben mir saß einmal ein Mann, der mir dauernd von seinen drei Kindern erzählte. Ich hatte das Gefühl, er würde tobsüchtig werden, wenn man ihm den Rucksack mit Kirschen wieder wegnehmen würde. Die LKW-Fahrer ließen alle Mitfahrenden einen Kilometer vor Wien (und der Endstation der Straßenbahn) aussteigen. Eine „Radfahrergruppe“ hatte gemeldet, dass am Süden des Wienerbergs Polizisten stünden – jeder Mitfahrer zahlte gern fünf Mark an die Radler für die Warnung.

Dann wurden wir in Kleingruppen losgeschickt, jede Partie auf einem anderen Weg. Im Westen wurde ich nie behelligt, wir kamen meist über den Exelberg. Einmal tauschte ich auch hier „G'stopfte“ gegen eine Blutwurst. Die Blunze war qualitativ den G'stopften ebenbürtig. Hier stiegen wir jedesmal auf der Höhe des Exelbergs aus und gingen entweder zur Endstation der Linie 49 oder über die Sandleiten. Einmal sahen wir vom Exelberg einen großen Brand im zweiten Bezirk, aber Brände waren damals häufig. Wahrscheinlich waren daran die vielen defekten Gasleitungen schuld. Es war sicher doppelt tragisch für die Leute, wenn sie die Bomben und den Krieg gut überstanden hatten und nun durch einen Brand alles verloren.

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Günther Doubek sind publiziert: „Du wirst das später verstehen ...“ Eine Vorstadtkindheit im Wien der dreißiger Jahre“; „Damit es nicht verlorengeht ...“, Bd. 47, Wien (Böhlau) 2003.

Elfriede STRACHOTA

wurde 1937 in Wien geboren, ihre Eltern leisteten als Kommunisten in der NS-Zeit Widerstand und wurden in Konzentrationslager inhaftiert. Sie wuchs daher viele Jahre bei ihren Großeltern in Wien-Brigittenau auf. Ihr Großvater, der nicht einrücken musste, arbeitete als „Edelkomparse“ bei der „Wien-Film“ und kannte eine Reihe prominenter Schauspieler.

„Dies war die Grundsteinlegung für einen florierenden Schleichhandel ...“

Um das Wasserproblem zu lösen, pilgerten wir nach Zwischenbrücken zu dem Brunnen, der sich in einem Garten befand, wo man das Wasser herauspumpen konnte. Dies bedeutete aber, nebst der langen Wegzeit, ein zusätzliches Anstellen von mindestens zwei Stunden. Die gesamte Dammstraße war ständig von Menschen frequentiert, die auf dem Weg zum und vom Brunnen waren. In jeder Hand hatte man einen Kübel, und am Rücken trug man ein Klappsessel, auf das man sich dann, wenn man endlich bei der Warteschlange angekommen war, niedersetzen konnte. Das Klappsessel wurde dann für die nächste Zeit das wichtigste Utensil, weil man sich überall anstellen musste. Als schön langsam manches wieder in Gang kam, stellte sich meine Großmutter oftmals eine ganze Nacht bei der Hammerbrot-Fabrik an, um ein Viertel Brot. Es ist ihr nicht nur einmal passiert, dass man vor ihr das letzte Brot austeilte.

Das Müllproblem wurde dadurch gelöst, dass die Leute ihren Abfall ganz einfach vor die Mauer des Augartens leerten. Der Abfall bestand zumeist aus Schutt und zertrümmerten Gegenständen, die die Leute beim Wohnungsräumen hierher brachten. Eines Tages erzählte eine Frau meiner Großmutter, dass die Rus-

sen, die im Augarten Quartier genommen hatten, so viel zu essen hätten, dass sie die übrig gebliebenen Lebensmittel auf die Misthaufen vor den Augartenmauern schmeißen würden. Da beschloss meine Großmutter, mit mir „Misthaufenstierln“ zu gehen.

So begannen wir gleich den ersten Misthaufen, der schon bei der Rauscherstraße lag, in Augenschein zu nehmen. Jede von uns hatte einen Stecken in der Hand, damit wir mit diesem im Misthaufen wühlen konnten. Meine Großmutter ging es von unten her an, und ich balancierte am Gipfel des Mistberges herum. So gingen wir eine ganze Weile dahin, ohne etwas entdeckt zu haben. Meine Großmutter sagte schon, dass ihr die Frau was vorgelogen hätte, da entdeckte ich plötzlich ein Buch. Ich bückte mich und hob es auf. Meine Großmutter fragte sofort, ob ich was zum Essen gefunden hätte. Ich zeigte ihr meinen Fund. Es war ein Gebetbuch, in Leder gebunden, aus dem 18. Jahrhundert. Während meine Großmutter ein ums andere Mal schrie: „Jesus Maria, Jesus Maria!“ und sich andauernd bekreuzigte, fand ich in der Nähe noch etwas. Es war ein ovales Marienbild. Dieses Bild war zehn Zentimeter hoch und unter Glas. Das Glas hatte einen Sprung, quer über das Bild. (Ich bewahre diese beiden Reliquien heute noch auf.) Meine Großmutter, die sehr religiös war, bekreuzigte sich immer wieder, kniete nieder und fing zu beten an. Ich für meinen Teil hielt nicht so viel von der Beterei.

Nachdem ich diese beiden Gegenstände meiner Großmutter ausgehändigt hatte, ging ich auf meinen Misthaufen weiter und stierlte mit meiner Stecken herum.

Plötzlich schrie ich auf: „Omama, Omama, schnell, komm her, ich hab Erdäpfel gefunden!“

Meine Großmutter eilte herbei und schalt mich mit ärgstem, böhmischen Zungenschlag, da sie sehr aufgeregt war: „Willst du nicht gleich zumachen dein Mundwerk, vorlautes. Was tust du schreien hinaus, dass da liegen Bramburi. Soll kommen das ganze Brigittenau, um zu holen Erdäpfli? Schnell, mir werd'n fillen voll den Taschen und was geht in Rucksack.“ So füllten wir emsig ein, was wir finden konnten. Da kam eine Frau des Weges und fragte: „Nach was grabn S' denn da?“ Meine Großmutter antwortete sehr erschrocken: „Nach etwas, was noch is viel mehr wert als Gold und Edelsteine!“ Ich hörte dann die Frau im Vorübergehen murmeln: „Armes Luder, is ah narrisch wurdn, vor lauter Hunger, das arme Tschapperl.“ Mit dem Tschapperl meinte sie wohl mich. (...)

Eines Tages, als wir wieder am Stierln waren, kam ein Russe vom Augarten heraus, der einen Kübel in der Hand hatte. Schwungvoll setzte er schon an, um den Kübel auf dem Misthaufen zu entleeren, doch meine Großmutter hinderte ihn daran, indem sie die Hände wie zum Gebet faltete und auf unsere Taschen wies. Da schüttete der Russe gleich alles in unsere Taschen hinein. Danach bedeutete er uns mit einer Hand zu bleiben und verließ uns alsbald. Meine Großmutter war der Meinung, dass er uns vielleicht noch etwas bringen würde. Und wirklich, sie hatte Recht. Er kam zurück mit einem Butterbrotpapier in der Hand, und darin befand sich Schmalz. Meine Großmutter sagte ganz gerührt: „Děkuji“, was soviel wie danke auf Tschechisch

heißt, und der Russe sagte: „Ura, Ura!“ – und dabei deutete er auf sein Handgelenk, das er dann zu seinem Ohr führte. Meine Großmutter erwiderte darauf: „Morgen!“ Er nickte mit dem Kopf und deutete mit dem Finger auf den Platz, wo er stand. Am nächsten Tag standen meine Großmutter, mein Großvater und ich zur selben Zeit wie am Vortag vor dem Misthaufen: mit zwei Töpfen, etlichen Taschen und einer Taschenuhr – und warteten. Es dauerte nicht lange, da kam auch schon der Russe und ging sofort zu meiner Großmutter: „Ura, Ura!“ sagte er. Meine Großmutter hielt ihm die Taschenuhr hin. Er nahm sie lächelnd an sich, hielt sie an sein Ohr und schaute in unsere mitgebrachten Taschen. Er nahm die eine Tasche an sich, in denen sich zwei Töpfe befanden, und verschwand mit Uhr und Tasche. Nach einiger Zeit kam er wieder. In einen Topf hatte er Mehl hineingetan und in den anderen etwas Butter.

Meine Großmutter weinte vor Freude, und mein Großvater gurgelte ein „Vagölts Gott“ heraus. Danach deutete er mit den Fingern, so als hielte er eine Zigarette in der Hand und fuhr sich damit zum Mund. Der Russe lachte, steckte seine Hand in den Hosensack, brachte zwei Zigaretten zum Vorschein und zündete sich sofort eine an. Die zweite gab er meinem Großvater. Dieser berührte mit der Spitze seiner Zigarette die des Russen und zündete sich so seine eigene an. Danach machten beide einen tiefen Zug. Mein Großvater klopfte dem Russen freundschaftlich auf die Schulter, und der Russe beklopfte meinen Großvater. Danach sagte der Russe wieder: „Ura, Ura!“ Und auch mein Großvater sagte

lachend: „Ura, Ura!“ Danach lachten sie beide.

Dies war die Grundsteinlegung für einen florierenden Schleichhandel. Mein Großvater machte danach mit diesem Russen seine Geschäfte. Für meine Großmutter und mich aber war die Misthaufen-Ära vorbei. (...)

Nachdem meine Großmutter schon nichts mehr hervorzaubern konnte, was zum Verscherbeln taugte, gab sie meinem Großvater einen ihrer Büstenhalter als Tauschobjekt mit auf den Weg. Als nun mein Großvater dem ersten Russen den BH zeigte, musste er erst einmal erklären, wofür das Ding gut sei. Nachdem die Russen es begriffen hatten, schüttelten sie sich vor Lachen. Dazu muss ich erklären, dass meine Großmutter eine kleine, zierliche Frau war, heute würde man sagen: Körpergröße 38. Als nun die Russen begriffen hatten, was in dieses Körbchen hinein gehörte, formten sie mit beiden Händen die ungefähre Brustgröße einer Sophia Loren oder Marilyn Monroe. Mein Großvater begriff rasch. Er zog einen schwungvollen Handel mit Übergrößen auf, und alle „seine“ Film-Stars sammelten für ihn die begehrten Büstenhalter. Und so kam es, dass die Russen bereit waren, für einen Büstenhalter ein halbes Kilo Speck oder ein Kilo Schmalz zu geben. Wenn mein Großvater seine Runde zu den Schauspielern machte, musterte er die BHs je nach Größe der Körbchen und dann taxierte er, ob dieser Büstenhalter ein Kilogramm Zucker wert sei oder ob man für jenen ein paar Erdäpfel würde tauschen können. Bei ganz großen BHs winkte manchmal sogar etwas Butter.

Norbert KRAUS

wurde 1928 in Wien geboren. Obwohl er noch kurz vor Kriegsende eingezogen wurde, blieb er von Kampfeinsätzen verschont. Sein Vater, bereits vor 1938 Mitglied der NSDAP, war Abteilungsleiter einer Brauerei. Die Familie lebte 1945 in Wien-Währing und besaß einen Kleingarten. Norbert Kraus verfasste 1995 ein umfangreiches autobiographisches Manuskript mit dem Titel „Protokoll einer Läuterung“. In ihm beschreibt er seine Erlebnisse zwischen Jänner und Dezember 1945.

„Alle Nazi müssen raus! ...“

Mit unserem Garten haben wir jetzt eine rechte Freude. Alles grünt und gedeiht und nichts erinnert an Krieg und Notzeit. Für den Sommer erwarten wir uns durch die eigene Obst- und Gemüseernte eine leichte Besserung der Ernährungslage. (...)

Jetzt gibt es sogar schon stundenweise Gas, aber jeweils nur für kurze Zeit, und der Druck ist viel zu schwach. So bleibt vorerst der Hausfreund das wichtigste Kochgerät. Allerdings ist es schon schwierig, Holz zu beschaffen. Die Bombenruinen sind abgesucht bis auf den letzten Span. So werden den einzelnen Wiener Wohnbezirken Waldstücke zum Klauben von Fallholz zugewiesen. Wir gehören nach Sievering. Im dortigen Försterhaus bekommen wir entsprechende Bescheinungen ausgestellt.

Zum ersten Mal nach langer Zeit fahre ich wieder mit der Straßenbahn. Sie ist voll Holzklaubern. Wir sind zu dritt: meine Schwester Irmi und unsere Cousine Susi, die Tochter von Onkel Georg. Als Proviant haben wir jeder ein Stück Brot, zusammen ein Halbliterflascherl von unserem Beutewein und – Welch seltener Genuss – für jeden ein hartes Ei. Irmi hat diese Kostbarkeit durch ihre Eisen-

bahner-Beziehungen erworben. Alle meine Gedanken kreisen um dieses Ei. Wann und wo werden wir es essen?

Nachdem unsere Keks-Notverpflegung aufgebraucht war, lebten wir wochenlang nur von den Graupen und der Hirse aus dem Franz-Josefs-Bahnhof. Zum Frühstück gibt es schwarzen Ersatzkaffee, gesüßt mit Saccharin, das zu horrenden Preisen im Schleich gehandelt wird. Seit ein paar Tagen erfolgt die lautstark angekündigte Ernährungshilfe der Roten Armee. Aber alles, was wir bekommen, sind getrocknete Erbsen, die von winzigen schwarzen Käfern bewohnt sind. Das hart gekochte Ei erscheint mir heute als freundlicher Gruß einer fernen, friedlichen Zeit. Wenn wir auf der Straße Leute überholen, wenn uns welche entgegen kommen, denke ich jedes Mal: „Hei, ich bin viel reicher als ihr. Ich habe im Rucksack ein hartes Ei!“

Der Wald unterhalb der Höhenstraße ist wie ausgekehrt. Ich glaube, da gibt es auch nicht ein zündholz dickes Ästchen. Oben, beim „Grüßdiagottwirt“, wo man aus dem Wald heraustritt, sieht man wieder Spuren der Kämpfe: Links an der Höhenstraße steht ein verlassener Skoda-Straßenkampfwagen, so ein eiförmiger von der ehemaligen österreichischen Polizei. (...)

Endlich, endlich machen wir eine Esspause. In normalen Zeiten können die erlesensten Delikatessen nicht annähernd so munden, wie uns heute das harte Ei schmeckt. Einmal waren wir bei Ing. Bollhofer eingeladen – die ganze Familie. Irmi und ich rekapitulierten das damalige Gastmahl: Selbst echten russischen Kaviar hat es damals gegeben –

während wir genüsslich an unserem Ei knabbern. Davon in Festesstimmung versetzt, beginnen wir von schöneren Zeiten zu schwärmen. (...)

Unsere Abfälle müssen wir noch immer auf den Gürtel leeren. Als ich wieder einmal mit dem Mistkübel unterwegs bin, begegne ich dort einer Kolonne zwangsarbeitender Nazi. Sie schieben zweirädrige Straßenkehrerkarren. Gleich am Anfang hat man ihnen manchmal mit weißer Farbe Hakenkreuze auf den Rücken gemalt. Das ist jetzt vorbei. Alle haben eine private Arbeitskluft an, eine schäbiger als die andere. An den Gesichtern kann man die einzelnen Typen erkennen: Die Fanatiker, jetzt noch stolz erhobenen Hauptes, die Schaufelstramm geschultert, schauen fast herausfordernd in die Gegend: „Da, seht her, wir treten für unsere Überzeugung ein!“ Die Mitläufer und ehemaligen Gschäftlhuber machen wehleidige Gesichter und lassen die Köpfe hängen, als wollten sie sagen: „Wie kommen wir dazu? Wir haben doch keinem Menschen etwas gemacht.“ Dazwischen einige weltfremde Gelehrtenköpfe. Sie haben ihre Umwelt vergessen und unterhalten sich über Sanskrit.

Mitten in der Schar entdecke ich meinen Mathematikprofessor. Der hatte uns einst gehunzt! Zu meinen Schularbeiten schrieb er manchmal: „unterm Hund“. Und zum Leo vermerkte er: „Da keine schlechtere Note vorhanden: 6!“ Sein Spitzname war Schnapsstoppel, weil er oft eine Alkoholfahne hatte. Er machte einen vergnügten Eindruck: „Servus, hast eine Zigarette für mich?“ Ich kann leider nicht dienen. „Wir haben getauscht, die Straßenkehrer und wir. Wir

können das Straßenkehren schon ganz gut. Hoffentlich kommen die Straßenkehrer mit dem Mathematikunterricht auch so gut zurecht.“ Er lacht, dass man seine braunen Raucherzähne sieht. Alkoholfahne hat er heute keine. (...)

Ein wunderschöner Frühling ist das heuer. Im Garten kann man den Paradeisern direkt beim Wachsen zuschauen, und die Ribisel sind auch bald reif. (...) Bald darauf hören wir gerüchteweise, die Schrebergärten der Nazi würden enteignet. Es bleibt nicht beim Gerücht. Vater bekommt eine Zuschrift vom Kleingartenverein, in der er zur Übergabe aufgefordert wird. Noch am gleichen Tag erscheint ein Herr Oberleitner mit seinem erwachsenen Sohn und einem Polizisten: „Sind Sie der Herr Kraus?“ – „Ja“ – „Ich krieg die Schlüssel!“ – „Was für Schlüssel?“ – „Ja, haben Sie denn net den Brief kriegt? Die Gartenschlüssel natürlich.“ Vater wird blass. Aber er ist erstaunlich gefasst. Ich hätte das nicht von ihm gedacht. „In dem Brief steht nur, dass der Garten zu übergeben ist. Es steht weder wann noch wem.“ – „Na mir natürlich! Sehn S' net, wir haben einen Polizisten mit!“ Der Polizist wiegt sich von einem der gegrätschten Beine auf das andere und steckt die Daumen hinter seinen Überschwing. Es hat den Anschein, als ob ihm diese „Amtshandlung“ eher peinlich wäre. „Wenn Sie nichts Schriftliches haben, kann ich Ihnen auch die Schlüssel nicht übergeben.“ Herr Oberleitner dreht sich nach seinem Sohn und dem Polizisten um. Der zuckt nur mit den Schultern. „Na was, den Garten krieg ich. Heut oder morgen ist ja auch wurscht.“ Die drei ziehen ab, Vater zittert am ganzen Leib.

Vater protestiert im Kleingartenverein. Er hat den Garten vor acht Jahren rechtmäßig von seinem Schwager erworben, der als einer der ersten Siedler das ehemalige Exerzierfeld am Schafberg überhaupt urbar gemacht hatte. Onkel Franz hat den Garten aus Altersgründen übergeben. Vater hat inzwischen viel Geld und Arbeit hineinsteckt und vor allem ein modernes stabiles Gartenhäuschen errichtet. Er hat immer pünktlich seinen Vereinsbeitrag bezahlt. Und er hat – aber das wissen nur wir – sich eine ganze Bibliothek von Garten-Fachbüchern angeschafft und eine Kleingärtnerzeitung abonniert. Aber alle Proteste nützen nichts. Alle Nazi müssen raus!

Im Vereinsausschuss, der das beschlossen hat, sitzt auch jener Rauchfangkehrermeister, der im Jahre 1938 einem jüdischen Kleingärtner einen Doppelschilling auf den Tisch gelegt und gesagt hat: „Ich hab dir den Garten abgekauft. Verschwind!“ Aber der Rauchfangkehrermeister war kein Parteimitglied, und der Jude ist in der Emigration gestorben, drum besitzt der Rauchfangkehrer noch heute den Garten. Am nächsten Sonntag erfolgt die protokollarisch genau festgehaltene Übergabe der Gärten, wobei noch sehr ungehalten festgestellt wird, dass wir vorher die reifen Ribisel abgeerntet und die Bettbretteln aus den eingebauten Schlafstellen entfernt haben. Die Frühjahrsarbeit war getan. Familie Oberleitner braucht nur zu ernten. Wohl bekomm's!

Vater spricht nie mehr davon. Aber Mutter beteuert immer wieder, dass sie den Verlust des Gartens nicht überwunden hat: „So ein Unrecht. Nein, so ein Un-

recht!“ Alle Hinweise darauf, dass Millionen Unschuldiger all ihr Hab und Gut und noch ihre Angehörigen verloren haben, wie etwa mein Schulkamerad Thomas, der Siebenbürger, und der Garten wohl nur als kleines Opfer dafür angesehen werden kann, dass die ganze Familie die Kriegszeit heil überstanden hat, dringen an taube Ohren: „Ja schon, aber unser schöner Garten! Wir haben doch keinem Menschen was getan. Nein, so ein Unrecht ...“

Hedwig ÖHLER

wurde 1930 in Wien geboren und wuchs in einer Arbeiterfamilie in Jedlesee am nördlichen Stadtrand von Wien auf.

„Meinen Schulweg musste ich zu Fuß bewältigen ...“

Ich wurde am 14. April 1945 um zirka 5 Uhr morgens in Hagenbrunn, am Bisamberg, durch russischen Artilleriebeschuss schwer verwundet. Die Schlacht um Wien dauerte nach offiziellen Berichten vom 7. bis zum 13. April 1945. Groß-Wien hatte damals 26 Bezirke, und Hagenbrunn gehörte auch dazu. Erst um zirka 14 Uhr, am Samstag, dem 14. April 1945, wurde Hagenbrunn von den Sowjets eingenommen. Meine gute Mutter rettete mir durch ihren heldenhaften Einsatz das Leben, und nach monatelangem Spitalsaufenthalt im heutigen Floridsdorfer Krankenhaus konnte ich im September 1945 so halbwegs wieder gehen.

Ich hatte eine schwer verletzte linke Hand, die für immer verkrüppelt blieb, einen Stecksplinter im linken Kniegelenk, der sich immer noch dort befindet und einen Splinter im Fersenballen des rechten Fußes, der nicht geortet werden

konnte, da kein Röntgenapparat zur Verfügung stand, nebst vielen anderen lebensbedrohenden Verletzungen. Ich wog mit 15 Jahren 36 Kilo. Trotz dieser widrigen Umstände besuchte ich im Schuljahr 1945/46 die erste Klasse der Floridsdorfer Handelsschule. Diese war nachmittags im Gebäude des Floridsdorfer Gymnasiums in der Franklinstraße untergebracht. Wir wohnten in Jedlesee, Kammelweg 18 (damals Enzersdorferweg 18). Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel, denn die Straßen waren teilweise noch verstopft durch Schuttberge. Außerdem fehlte es an Straßenbahnwaggons, Oberleitungen, Strom, etc. Ganze Straßenzüge bestanden nur aus Bombenruinen, besonders im schwer getroffenen Floridsdorf.

Meinen beschwerlichen täglichen Schulweg musste ich zu Fuß bewältigen. Von Jedlesee, meinem Wohnort, nach Donauefeld in die Schule benötigte ich eine Stunde, für den Rückweg ebenso eine Stunde. Unterricht war von 13 bis 18 Uhr. Für mich besonders erschwerend war der Umstand, dass ich mit der linken Hand die Schultasche nicht tragen, mich auf das linke Bein wegen des Stecksplitters im Knie nicht genügend abstützen und mit dem rechten Fuß nur mit den Zehen auftreten konnte. Zirka ein Jahr lang brauchte dieser Splitter in der Fußsohle, bis er von selbst herausieterte. In diesem ersten Nachkriegswinter hatte ich nur Halbschuhe, in die ich, was den rechten Fuß betraf, wegen der verbundenen Ferse, nicht ganz hineinschlüpfen konnte.

Mein Schulweg führte mich entweder über die Pragerstraße, den Floridsdorfer Spitz und die Schloßhoferstraße, oder als

Abkürzung (vielleicht nur eingebildet) durch Überquerung der Pragerstraße über den Bahnsteig, durch Überquerung der Brünnerstraße zum Schlingerhof, weiters durch die Angererstraße Richtung Schule. Dieser Teil Floridsdorfs zwischen Prager- und Brünnerstraße war wegen der Lokomotivfabrik, die sich dort befunden hatte, besonders schwer bombardiert worden. Wenn ich diese Schulweg-Route auf dem Nachhauseweg nahm, musste ich zwischen Ruinen den Weg suchen, denn es gab ja keine Straßenbeleuchtung, und nach 18 Uhr war es im Winter stockfinster.

In der Handelsschule gab es keine Schreibmaschinen. Es hieß, dass die Russen sie erbeutet hätten. (Ich fragte mich damals: Wie schreiben die in ihrer Schrift auf unseren Schreibmaschinen?) Wir aber sollten maschinschreiben lernen. Da wurde verlautbart, dass wir nach Weihnachten Maschinschreibunterricht im 7. Bezirk in der Siebensterngasse haben werden. An einem bestimmten Tag im Jänner 1946 sollten wir uns um 8 Uhr früh dort einfinden. Vor dieser Fahrt in die Stadt hatte ich echt „Bauchweh“. In Floridsdorf geboren und aufgewachsen, hatte ich während des Krieges nicht oft Gelegenheit, in die Bezirke jenseits der Donau zu kommen. Ich kannte mich „drüben“ nicht gut aus. Erschwerend aber wog im Jänner 1946 der Umstand, dass die öffentlichen Verkehrsmittel nur mangelhaft funktionierten.

Ich trat also meinen Weg um 6 Uhr Früh an und ging zu Fuß bis Floridsdorf am Spitz (das waren vier Straßenbahnstationen). Von dort fuhr der „31er“ bis zur Floridsdorfer Brücke. Über die Brücke musste man wieder zu Fuß gehen.

Im Winter 1945/46 führte bereits ein Holzsteg über den im Wasser liegenden Brückenbogen. Die Floridsdorfer Brücke wurde ja in den letzten Kriegs- und Kampf Tagen vom rückflutenden deutschen Militär gesprengt. Drüben, in der Brigittenau, konnte man wieder mit einem „31er“ weiterfahren, jedoch nur bis Wallensteinplatz. Von dort ging ich zu Fuß die Wallensteinstraße hinauf zur Stadtbahnstation Friedensbrücke (heute U 4) und fuhr über Heiligenstadt bis Burggasse. Oben auf der Straße fuhr die Straßenbahn. Ich fragte einen Passanten, wie ich in die Siebensterngasse käme. Er sagte kurz und bündig: „Stadtwärts“. Ich aber wusste nicht, welche Richtung damit gemeint sei. Irgendwie muss mich der Instinkt geleitet haben, denn ich erreichte pünktlich um 8 Uhr jenen Maschinschreibsaal in der Siebensterngasse. Von 8 bis 10 Uhr war Unterricht. Der Heimweg war ebenso beschwerlich und dauerte wieder zwei Stunden. Um 13 Uhr aber begann der reguläre Unterricht in der Handelsschule. Also musste ich mich, kaum daheim angekommen, wieder auf den Schulweg machen.

Diese Maschinschreib-Tage, einmal pro Woche, waren sehr kräfteaubend, denn sie erforderten sechs Stunden Wegzeit, davon weite Strecken zu Fuß. Erschwerend bei allen Strapazen des Weges machte sich zusätzlich die mehr als mangelhafte Bekleidung bemerkbar. Das Überqueren der Donau auf dem Holzsteg im Winter 1946 habe ich noch heute in „eisiger“ Erinnerung!

Hedwigs Öhler Erinnerungen an ihren zeitweiligen Aufenthalt in einem Wiener Kloster finden sich im Sammelband: „Beichten. Autobiographische Zeugnisse zur katholischen Bußpraxis im 20. Jahrhundert“, hg. von Rupert Maria Scheule, „Damit es nicht verloren geht ...“, Bd. 48, Wien (Böhlau) 2001.

Neue Ordnungen und Neuorientierungen

Hilde KRAULAND

wurde 1926 in Wien geboren. 1945 lebte sie mit ihren Eltern in Hacking am Wiener Stadtrand und arbeitete in einer Rüstungsfabrik in Wien-Ottakring.

„Wir haben den Humor nie verloren ...“

Nach der rauen Kampftruppe, war nun eine so genannte Elite-Truppe eingezogen (die leider nur sehr kurz blieb). So viele Männer von so ebenmäßiger Schönheit sah ich weder vorher noch nachher in meinem Leben. Große, schlanke, dunkelhaarige Männer mit braunen, mandelförmigen Augen, angeblich aus Georgien stammend. Stalin war ja auch Georgier, und der war bei Gott nicht schön. (...)

Eines Tages hatte die Truppe scheinbar wieder gewechselt, und diesmal stand ein junger Sergeant, gut aussehend, Deutsch sprechend (nur die russischen Juden konnten Deutsch sprechen) vor der Tür. Er erklärte uns, dieses Haus sei für einige Tage unter dem Schutz seines Capitano. Sie beide wollten hier ihr Quartier aufschlagen. Wir sollten für sie kochen, sie stellten die Lebensmittel (was übrigens lauter amerikanische Lebensmittel waren), und wir durften mit ihnen essen. Nun muss man sich vorstellen, dass meine Mutter und ich auf dem kleinen Petroleumofen für fünf Personen kochen mussten. Ich kann mich nur erinnern, dass wir unter anderem auch Gulasch kochten. Wir bereiteten die Mahlzeiten für sie wie für gute Freunde zu und aßen gemeinsam bei Tisch. Sergej, der jüdische Sergeant, übersetzte, um die Konversation zwischen uns und dem Capitano zu ermöglichen. Der Capitano stammte aus Wladiwostok, der Sergeant aus Odessa. Von den beiden

erfuhren wir, dass Vergewaltigung von Frauen von der Kommandantur bestraft wird.

Die beiden waren übrigens sehr darum bemüht, unsere Achtung vor dem Feind und das Image der Sowjetarmee durch gutes Benehmen wiederherzustellen. Sie begegneten auch meinem Vater mit großem Respekt. Sergej bat mich immer wieder, ihm am Klavier etwas vorzuspielen. Ich hatte mich in ihn verliebt, und obwohl ich damals schon sehr gut spielte, hatte ich Hemmungen, ihm vorzuspielen. Meine Mutter, die improvisieren konnte und nie von Noten gespielt hatte, sprang für mich ein. Als die beiden dann nach einer Woche Abschied nahmen, blieb ich allein zurück und setzte mich ans Klavier. Ich spielte irgendein Stück von Edward Grieg.

Meine Mutter erzählte mir nachher, dass sowohl der Capitano als auch der Sergeant, statt zu gehen, sich plötzlich auf den Stufen der Wendeltreppe niederließen, meinem Spiel lauschten und in Tränen ausbrachen, sei es aus Heimweh oder aus Abschiedsschmerz. Sie versprachen auch, zu veranlassen, dass das Klavier, das die Russen aus dem Nachbarhaus verschleppt hatten, zurückgebracht würde. Die restlichen Lebensmittel ließen sie uns da, und so hatten wir bei äußerster Sparsamkeit für einige Zeit etwas zu essen.

Dann kehrte einige Tage Ruhe bei uns ein. Unser Lager hatten wir auf dem Dachboden aufgeschlagen, da es da wesentlich wärmer war. Wir fühlten uns nach der Einquartierung der Russen irgendwie sicherer. Auch blieb unser Haus

einige Zeit von ungebetenen Gästen verschont.

Bis wir eines Nachmittags wieder Tumult an unserer Eingangstür vernahmen. Mein Vater war nicht anwesend, es war jedoch auch besser, wenn er sich als Mann nicht zeigte. Meine Mutter war sofort bereit, die Russen allein zu empfangen. Sie sagte zu mir und der Nachbarin mit den zwei Kindern: „Legt euch auf die Matratzen und deckt euch zu. Und du, Hilde, mach dich klein unter der Decke, dass man glaubt, du bist auch ein Kind!“ Die Nachbarin, die um zirka 13 Jahre jünger als meine Mutter war, band sich ein Kopftuch um. Und so lagen wir dann mäuschenstill und lauschten zitternd, ob die Russen nicht doch auf die Idee kämen, den Dachboden besichtigen zu wollen.

Da vernahmen wir plötzlich Klavierspiel. Meine Mutter spielte „Guten Abend, gute Nacht“ von Brahms, anschließend „Wien, Wien, nur du allein“, dann einige Wiener Walzer, und dann war es still ... Wir begannen zu zittern. Aber alles blieb still. Plötzlich hörten wir Schritte, die sich dem Dachboden näherten. Es waren jedoch keine schweren Schritte von Soldaten, sondern die Schritte meiner Mutter. Und schon rief sie: „Sie sind weg! Es waren Soldaten, die hier Quartier machen wollten. Sie haben mit Kreide etwas auf die Hausmauer bei der Eingangstür geschrieben und wollten dann das Haus besichtigen. Da habe ich sie ins Wohnzimmer geführt und habe mich einfach ans Klavier gesetzt und gespielt. Das ließ sie vergessen, warum sie eigentlich gekommen sind. Sie hörten zu und haben immer wieder verlangt, dass ich noch etwas spiele.

Dann sind sie selig abgezogen, wie Kinder, die man zufriedengestellt hat.“ Wir lachten bei diesen Schilderungen erleichtert auf, und meine Mutter, eine geborene Schauspielerin, ahmte die russischen Soldaten nach, wie sie zuerst im streng, befehlenden Ton „Quartiera, Quartiera!“ ausgerufen hatten und dann bei den Klängen der Musik zahm dasaßen und lauschten, in ihren Herzen voller weicher Empfindungen. Wieder einmal war alles gut gegangen. Übermütig und befreit, wie wir in diesem Augenblick waren, löschte ich die mit Kreide geschriebenen Zeichen auf unserer Hausmauer einfach mit einem nassen Schwamm aus. Wir hatten Gott sei Dank in dieser aufregenden und bewegten Zeit den Humor nie verloren und im Laufe der Besatzungsmonate gelernt, wie man russische Soldaten behandeln muss.

Adele ZELENKA

wurde 1918 in Wien geboren und verbrachte ihre Kindheit bei Pflegeeltern am Land, 1945 war sie in Wien und hatte dabei auch mit italienischen Zwangsarbeitern Kontakt. Ihr Ehemann war in Kriegsgefangenschaft.

„Scham und Trauer spiegelten sich in meinem Gesicht wider ...“

Ich hatte im Februar 1945 die letzten 300 Mark bekommen. Bis September 1945 gab es dann nichts mehr. Ich weiß nicht mehr, wie ich das alles ertrug. Ein Mensch kann viel aushalten, um zu überleben. Außerdem war ich ja eine Mutter und hatte die Pflicht, meine Kinder aus dieser furchtbaren Zeit heil herauszuführen. Es war nicht nur das, wir hatten auch Glück; aber ich kann verstehen, dass in dieser Zeit viele Menschen am Leid zerbrachen. (...)

Der Mann einer Nachbarin war in einem Kühlhaus beschäftigt, wo für die Alliierten Fleisch und Wurst ausgegeben wurde. Täglich brachte er Kleinigkeiten mit, wovon er mir hie und da auch etwas für meine Kinder zukommen ließ. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie dankbar man damals für jede Kleinigkeit war. Wir hatten auf unserem Gang eine sehr resolute Frau, die sich ein Tuch um den Kopf band und lange Kleider anzog – die Babuschka war fertig. So ging sie sich auch vieles organisieren. Auch sie sah die Not und den Hunger meiner Kinder. Oft und oft brachte sie mir einige Lebensmittel, die sie auf der Straße auf-las. Manchmal begab sie sich auch in den Weinkeller, um einige Flaschen zu holen, denn die Russen leerten die Weinflaschen aus und stampften mit ihren Stiefeln darin herum. Vielen Menschen wurden ihre Flaschen angefüllt, viele kamen auch nie mehr zurück.

Eines Tages klopfte diese Frau an der Tür und sagte, ich solle meine Kinder zu meiner Nachbarin geben und mit ihr gehen. Sie habe am Tag vorher ausgekundschaftet, dass es hier in der Nähe einen Bäcker gäbe, der täglich ein ganzes Brot ausgabe, aber man müsse sich einige Stunden anstellen. Dankbar über diese freudige Nachricht, gab ich meine Kinder zur Nachbarin, nahm meine Tasche, und los ging es. Es waren noch einige Parteien des Hauses und Ausländer mit uns aufgebrochen – jeder in der Hoffnung, bald wieder daheim zu sein, diesmal mit einem großen Brot.

Wir gingen schon eine Weile auf den Schienen der Straße, denn Straßenbahn fuhr ja keine, als wir schon von weitem den Bäckerladen sahen. Ahnungslos ging

unsere Gruppe dem Ziel entgegen, als plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, zwei Russen vor uns standen und uns stehen bleiben ließen. Als einige flüchten wollten, schossen die Russen in die Luft, so dass wir doch stehen blieben. Versteinert harrten wir der Dinge, die nun auf uns zukommen sollten. Mit Angst und klopfendem Herzen wurden wir alle auseinander gerissen. Einige wurden in ein großes Gebäude eingewiesen, in dem früher die SS einquartiert war, und das jetzt von den Russen besetzt war. Es war ein Unglück für uns, dass dieses Gebäude gegenüber dem Bäckerladen war.

Wir wurden eingeteilt, die Räume von Schutt und Glassplittern zu säubern. Ich war Gott sei Dank mit einem Italiener unseres Haus zusammen. So fühlte ich mich ein wenig geborgen. Nach ein paar Stunden Arbeit hatten wir alles sauber. Da dieser Mann ein wenig Russisch sprach, meldeten wir den Russen, dass wir fertig waren und fragten, ob wir nach Hause dürften. Es begann eine lange Debatte, doch der Russe sagte immer wieder: „Njet!“ Dann gingen wir zwei Stock tiefer über eine Treppe. Überall hörte man Kreischen und Schreien. Wahrscheinlich waren dort Leute gefangen.

Meine Augen gingen hin und her, plötzlich erkannte ich das Lokal – es war ein Restaurant, und wir standen in der Küche. Den Italiener sperrte der Russe in eine Kammer ein. Mich nahm er bei der Hand und bedeutete mir, stehen zu bleiben. Allein und verlassen stand ich in einem tiefen Keller mit einem fremden Menschen, von dem man nicht wusste, was er in der nächsten Minute vorhatte.

Was wird mir geschehen, fragte ich mich, werde ich meine Kinder wiedersehen? Mein Gott, kann sich jemand vorstellen, wie schrecklich meine Lage war? Kurz dachte ich, wenn mich dieser Mensch umbringt, wie lange wird es dauern, bis mich hier jemand findet, wenn überhaupt?

Es war totenstill. Der Russe war so zirka 25 Jahre alt. Er starrte mich immer wieder an, was hatte er nur vor? Ich musste stehen bleiben und durfte mich nicht rühren, bis er zurückkam. Steif und starr, ohne einen Blutstropfen im Gesicht, harrte ich der Dinge. Als ich seine Schritte wieder hörte, hatte ich nur einen Wunsch: ohnmächtig zu werden und nichts mehr hören und spüren. Er kam, band seinen Patronengurt um die Mitte und lud den Revolver, spannte die Waffe und war zum Abschuss bereit. Wir waren zirka fünf Meter voneinander entfernt. Der Atem stockte mir, und ich glaubte, dass mir vor Schreck das Herz aussetzen würde. Aber nichts geschah.

Ich stand versteinert, den Blick auf den Mann und den Revolver gerichtet. Mein Verstand sagte mir, er möge doch schießen, damit alles vorbei wäre. Lange geschah nichts. Er starrte mich nur hasserfüllt an. Ich dachte, vielleicht hat er durch unsere Soldaten einen lieben Menschen verloren und will sich nun rächen. Ich dachte an meinen Mann, der ja auch im Einsatz war, an meine Kinder, die bei der Nachbarin waren und heute auf ein größeres Stück Brot warteten. Werde ich ihnen noch Brot bringen können? Werde ich sie vielleicht nie wiedersehen?

Es war eine Ewigkeit vergangen. Nun fing der Russe zu reden an. Er meinte:

„Hitler für euch gut, sehr gut.“ Diese Worte sagte er immer wieder. Ich wusste nicht, was ich ihm antworten sollte, um ihn nicht noch mehr zu verärgern. Über mein Gesicht rannen Tränen, schwere Tränen. Ich gab meinem Herzen einen Stoß und antwortete mit folgenden Worten: „Hitler nix gut, Bomben viele, bum, bum. Alles kaputt.“ Er befahl mir, einige Meter von ihm wegzugehen, dann lud er durch. Das Knacksen erschreckte mich fürchterlich. Ich spürte schon den Schuss in mein Herz und wie ich leblos hinfallen werde. Noch einmal, dem Tod schon so nahe, nahm ich alle meine Kraft zusammen, ich dachte an meine Kinder und an mein junges Leben. Denn auch ich war erst 26 Jahre alt. Was könnte ich diesem Menschen sagen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen?

Unter Schluchzen, Schreck und Angst sagte ich Folgendes: „Ich Mutter, dreifach.“ Und ich zeigte mit meinen Fingern, wie groß meine Kinder waren. Dann war Stille. Nach einer Weile sagte er: „Du Mutter, Kinder?“ Ich schöpfte aus seinen Worten Hoffnung und wartete, was nun geschehen würde. Er fragte immer wieder dasselbe, und ich antwortete immer wieder dasselbe. So verging eine lange Zeit – eine Ewigkeit! Auf einmal steckte er seinen Revolver ein und bedeutete mir, wieder mitzukommen. Wir gingen in ein anderes Zimmer, und er befahl mir, mich hinzulegen. Was nun geschehen würde, ahnte ich wohl. Aber was konnte noch Schrecklicheres kommen als bisher? Alles wollte ich tun, um vielleicht doch noch meine Kinder zu sehen. Es kam alles, wie ich es geahnt hatte. Er vergewaltigte mich. Es war furcht-

bar. Ich war erfüllt von Angst und Schrecken.

Als alles vorbei, nahm er mich bei der Hand, führte mich zu der Tür, hinter der der Italiener eingeschlossen war, öffnete sie und sagte: „Du Papa mit Mama nach Hause.“ Ich senkte den Kopf vor diesem Mann, der auch ahnte, was mit mir geschehen war. Scham und Trauer spiegelten sich in meinem Gesicht wider. Als wir auf der Straße waren, richtete er immer wieder mein Gesicht auf, streichelte mich, sagte liebe Worte und meinte, dass ich nichts dafür könne für das, was geschehen war. Meine Tränen flossen unaufhörlich, ich weiß nicht mehr, ob aus Scham oder aus Glückseligkeit, dass ich alles überstanden hatte. Brot hatte ich keines, als ich nach Hause kam, aber meine Kinder hatten ihre Mutter wieder und ich meine Kinder.

Mit Grauen erzählte ich alles meiner Nachbarin, die mir gleich eine Spülung machte, um einer Krankheit vorzubeugen. Später ging ich in die Klinik: zur Untersuchung wegen einer Schwangerschaft oder einer Krankheit. Hunderte Frauen kamen damals von nah und fern in die Kliniken. (...) Gott sei Dank blieb bei mir nichts zurück, und ich dankte Gott, dass ich so heil davongekommen war.

Wochenlang verfolgte mich dieses schreckliche Erlebnis in meinen Träumen. Schön langsam und mit Hilfe der Leute in unserem Haus erhob ich wieder meinen Kopf und war glücklich, wieder bei meinen Kindern zu sein. Ich ging nie mehr auf die Straße, bis alles wieder geregelt war. Die Ausländer gingen tagsüber wieder weg, und jeder brachte

mir etwas für meine Kinder mit. Auch der Mann, den der Russe damals eingesperrt hatte. Auch er war glücklich, wieder frei zu sein. Ich schloss diesen Mann ins Herz, der mit mir diese schrecklichen Stunden mitgemacht hatte. Nie wurde er müde, mir immer wieder zu sagen, dass an meiner Ehre nichts geschehen sei und ich jedem mit erhobenem Blick in die Augen sehen könne.

Eines Tages lag gerade dieser Mann im Luftschutzkeller mit schwerer Grippe inmitten seiner Kameraden. Arzt gab es keinen, und so bot ich ihm ein Bett in meiner Wohnung an. Ich pflegte ihn drei Wochen, und dann war er wieder gesund. Seine Kameraden besuchten ihn und dankten mir für die Pflege ihres Freundes. Sie mussten wahrscheinlich schon bald in die Heimat. Durch unser schreckliches Erlebnis und durch seine schwere Krankheit verband mich mit diesem Menschen sehr viel. Ich weiß nicht, ob es Dankbarkeit oder Liebe zu ihm war. Eines Tages vergaßen wir uns und vereinigten uns. Es war keine Leidenschaft, es war ein stilles Vereinen. Es passierte noch einige Male, bis sie abreisten. (...)

Eines Tages kam mein Mann zurück. Als er die Tür aufmachte und wir uns gegenüberstanden, wusste er schon, dass etwas passiert war. Er erkannte sofort, dass ich ihn nicht so empfing, wie er sich verdient hätte bei seinem Heimkommen. Er begrüßte die Kinder, dann zogen wir uns in das Wohnzimmer zurück, wo ich ihm alles, was geschehen war, gestand. Was mit dem Russen passiert sei, wäre wie eine Naturkatastrophe zu werten, da könne man nichts machen. So etwas könnte man nicht verhindern. Aber was

ich dann getan hätte, sei unverzeihlich. Er sagte nur, dass ich Glück hätte, dass er seine Pistole bei der Entlassung abgegeben haben müssen, sonst hätte er mich getötet. Ich nahm alles hin und ließ die Zukunft auf mich zukommen. Abends, als die Kinder schliefen, gingen auch wir zu Bett; er löschte das Licht aus und kam zu mir. Ich hatte das Gefühl, ein zweites Mal vergewaltigt worden zu sein. Ich verstand, dass mein Mann in seiner Ehre gekränkt war. Aber hatte ich nicht auch Furchtbares erlebt? (...) Ich wusste, dass nach dieser Offenbarung eine schwere Zeit für mich anbrechen würde.

Adele Zelenkas Erinnerungen an ihre Kindheit bei Pflegeeltern sind veröffentlicht in den Sammelband: „Ziehkinder“, hg. von Eva Ziss; „Damit es nicht verlorengeht ...“, Bd. 28, Wien (Böhlau) 1994.

Adolfine SCHUMANN

wurde 1916 in Wien geboren und wuchs in einer kinderreichen Familie auf. Sie absolvierte eine Verkäuferinnenlehre und arbeitete später als Sekretärin; während des Zweiten Weltkriegs war sie als Angestellte eines deutschen Unternehmens in verschiedenen europäischen Großstädten tätig. 1940 heiratete sie ihren Partner Rudi, kurz nach seiner Einberufung zum Kriegsdienst. Im August 1945 kehrte dieser als lang gedienter Wehrmachtssoldat nach Wien zurück.

„Was kann man von einem gelernten Unteroffizier anderes erwarten? ...“

Rudi ist entsetzt, in welchem verdrecktem Zustande sich unsere Wohnung befindet und macht mir Vorwürfe. Er vergisst, dass erst seit wenigen Tagen das Wasser aus der Leitung fließt. Da wir noch immer ohne Strom und Gas sind, gibt es auch kein Warmwasser. Beim Militär hat er gelernt, dass es auch mit kaltem Wasser und Soda geht. Er weckt mich

rücksichtslos um fünf Uhr früh, und wir beginnen das Hofzimmer auszureiben. Es ist ein hartes Stück Arbeit, aber das Ergebnis ist zufrieden stellend. Der Boden ist zwar nicht hellblond, aber hellgrau geworden. Um halb acht Uhr muss ich mich fürs Büro fertig machen, und Rudi arbeitet allein weiter. Zum Mittagessen treffen wir uns bei Mama, die einen Kohlenofen und als Einzige Zeit zum Kochen hat. Sofort danach starten wir wieder zu uns hinüber und richten den Raum als Schlafzimmer ein. Ich reibe dann noch das leer gewordene andere Zimmer aus, und wir stellen auch hier den Friedenszustand wieder her.

Am anderen Tag, es ist Sonntag, weckt mich Rudi wieder um fünf Uhr – Hilfe, ich habe einen Frühaufsteher geheiratet! Zum Frühstück gab es mangels Kochmöglichkeit nur trockenes Brot und lauen Kaffee aus der Thermosflasche. Keine Bedienerin würde zu diesen Konditionen arbeiten. Um sechs Uhr fangen wir an, die Böden einzulassen. Gemeinsam arbeiten wir bis zehn Uhr, dann sind wir müde. Ich habe einen solchen Muskelkater, dass ich das Brot nicht schneiden kann, und meine Knie sind wund. Da ich nun abends nie mehr Zeit zum Lesen habe, wollte ich um sechs Uhr früh in Bismarcks Briefen schmökern. Da kam ich aber bei Rudi an den Unrichtigen. Er kommandierte mich barsch zur Arbeit. Seit ich einen Militärmann im Haus habe, geht es in einem anderen Ton. Individuelle Eigenheiten oder Sonderwünsche können beim Kommiss nicht geduldet werden. Was kann man schon von einem gelernten Unteroffizier anderes erwarten? Gut, dass er nicht liest, was ich schreibe, sonst würde er den Unteroffi-

zier beanstanden, wo er doch schon Oberfeldwebel ist bzw. war. Die sind womöglich noch ärger! Nur weil sich schon das Ende absehen lässt, füge ich mich seufzend darein und bin dann stolz auf das Geleistete.

Wieder einmal denke ich daran, das Tagebuchschreiben einzustellen. Die „großen Zeiten“ sind ja vorbei. Bald aber finde ich, dass die „kleinen Zeiten“ nicht minder spannend sind. Außerdem soll es unser Ehebuch werden, denn damit wird es nun ganz ernst. Hat bisher unsere Ehe nur aus kurzen Zwischenspielen in fremden Orten und Quartieren bestanden, so sollte dies nun ganz anders werden. Was wir uns immer gewünscht hatten, war da. Eine unendliche Reihe vom Glück des Beisammenseins besonnter Tage lag vor uns. Jetzt schreibe ich für unsere Nahkommen. Ich merke schon, auch dies ist ein Vorwand. Ich schreibe Tagebuch für mich, man soll sich nichts vormachen! (...)

Wenn Rudi ständig hier ist, muss sich auch bei mir eine Änderung ergeben. Ich habe die Absicht, bald nur mehr halbtagsweise zu arbeiten. Ein kompletter Haushalt mit Kochen erfordert mehr Zeit als mir zur Verfügung steht, besonders unter den gegenwärtigen erschwerten Bedingungen der Lebensmittelbeschaffung. Wir haben weder Licht noch Gas oder Petroleum, sind also gezwungen, uns um sieben Uhr abends ins Bett zu legen. Bis dahin sind wir aber auch reif dafür. Das Leben ist ein Kampf, der einen vollkommen in Anspruch nimmt – und vielleicht ist das gut so. Man kann nur für einen Tag vorausdenken, darüber hinaus erübrigen sich alle Spekulationen. Allein den Speisezettel zu machen, ist

schon eine Schwerarbeit. Was kocht man ohne Zutaten? Gestern haben wir das erste Mal seit vier Monaten pro Kopf ein halbes Kilogramm Kartoffeln erhalten. Die neuen Lebensmittelkarten sollen nur auf „Abruf“ sein. (...)

Finanzkrise im Hause Schumann. Seit ich monatlich nur mehr zweihundert Schilling verdiene, geht es sich nicht recht aus. Rudi hat keine Ahnung, was das Leben kostet. Weil ich alle Auslagen bestreite – für Wäscherei, Gas, Kaufmann, Zeitungsabonnement etc. – und sich dadurch das Geld bei ihm länger hält, glaubt er, ich verwüste es. Er hält mir immer Vorträge über praktische Geldgebarung. Ab jetzt will ich ein Ausgabenbuch führen und ihn einmal zahlen lassen, dann wird er mich vielleicht nicht mehr damit plagen, dass ich den Beruf aufgeben soll. Solange ich ihn kenne, ist er nicht *einmal* mit Theaterkarten heimgekommen. Überraschungen gibt es bei ihm keine. Nie fällt ihm etwas ein, was Mama oder mir eine Freude machen könnte. Vor jedem Festtag muss man ihn wochenlang vorher treten: „Du, nächste Woche habe ich Geburtstag“. Bei den heutigen Zeiten finde ich Sparen einen blanken Unsinn. Es geht sowieso alles für die Lebenshaltungskosten drauf. Der einzige Punkt, wo man sparen könnte, wäre im Kulturbudget. Aber soll man nie ins Theater gehen? Wozu ist man jung? Was für ein Leben ist das, wenn man sich nicht ab und zu ein Buch kaufen könnte? Ausgelöst wurde der Krach diesmal damit, dass ich mir unlängst eine bunt bemalte Holzspanschachtel für 20 Schilling gekauft habe. Dieser Kauf hat ihn vom ersten Augenblick an ergrimmt, weil man davon nicht abbeißen

kann. Dabei ist sie so hübsch, mit der Stephanskirche drauf, die „Maria am Gestade“, das Rathaus, die Votivkirche – alles unversehrt. Ich wollte meinen spärlichen Schmuck hineintun. Die Schachtel bringt er mir täglich aufs Tapet, so dass mir die Freude schon gründlich vergangen ist. Heute wurde mir die Meckerei zu viel, so dass ich die Schachtel verheizen wollte, damit Schluss mit den Debatten ist. Da ist er in Wut geraten und hat mich geschlagen und gewürgt. Tief beleidigt bin ich ins Bett gestiegen und habe nicht mehr gesprochen. Dann musste ich mir allerdings auch allein die Füße wärmen. (...)

Am 1. März hat ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen: Ich habe den Beruf an den Nagel gehängt und will ab jetzt nur noch Hausfrau sein. Eigentlich wollte ich nicht, denn die Hauswirtschaft war nie mein Hobby gewesen. Alles kommt mir so merkwürdig vor. Ich fühle mich wie eine jugendliche Rentnerin. Um die so genannten Vorteile restlos auszunutzen, bleibe ich bis elf Uhr im Bett liegen. Alles, was ich davon habe, sind Kopfschmerzen. Dann beginne ich lustlos aufzuräumen, eine Tätigkeit, die ich in der letzten Zeit im Hinblick auf die reichliche Freizeit für später aufgeschoben habe. Ich sehe sofort und deutlich: So geht das nicht, man muss sich einen genauen Zeitplan aufstellen: mit Haushaltsstunde, Flicker, Lesen, Sprachen, Stenographieren (wozu noch?). Vormittag werde ich in die Stadt gehen, um Freundinnen zu besuchen, mich beneiden lassen. Wie ich sehe, überwiegen auf dem Zettel die Vergnügungen, trotzdem macht es keinen Spaß. Wie hatte ich mich früher nach einem freien Tag

gesehnt. Alles, was man dann unternommen hat, trug den Stempel des Außergewöhnlichen. Man konnte es tun, während die anderen arbeiten mussten – darin lag das Vergnügen. Mama war mit ihrem Los doch auch zufrieden.

Jetzt sitze ich ohne Geld auf dem Trockenen, wie im luftleeren Raum. Aller Anfang ist eben schwer. Wie lange so ein Tag wird! Ich warte ungeduldig, bis Rudi nach Hause kommt, mein Reporter mit der Außenwelt. Sobald er die Türe öffnet, überfalle ich ihn wie eine Gelse, schwirre um ihn herum und zirpe. Er lässt meine Zärtlichkeitsausbrüche passiv über sich ergehen, nur wenn sie zu lange dauern, wird er rabiat. Er jagt mich in die Küche, denn Hunger hat er immer. Vor und nach dem Essen liest er die Zeitung, um neun Uhr legt er sich nieder und schnarcht sofort. Wie man sieht: ein amüsanter Mann! Reporter ist an ihm keiner verloren gegangen, er sieht nichts und hört nur seinen Magen knurren.

Teile der umfangreichen Lebenserinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen Adolfine Schumanns wurden in dem Sammelband „Geboren 1916“, hg. von Gert Dressel u. Günter Müller; „Damit es nicht verlorengelht ...“, Bd. 38, Wien (Böhlau) 1996.

Maria PARIZEK

wurde 1921 in Sommerein (Niederösterreich) geboren. Als junge Erwachsene pendelte sie meist zwischen Mannersdorf und Wien hin und her. Noch während des Krieges verlobte sie sich mit einem Soldaten. 1945 arbeitete sie in Wien in einer Trafik.

„Nach ein paar Drinks würden wir etwas lockerer werden ...“

Ich hatte einige Schulfreundinnen, die keinen Freund hatten oder wollten, was weiß ich. Aber ich wusste, dass ich anders war, und darüber freute ich mich sehr. Eine mir ins Auge fallende Erscheinung, ein Mann, einige Jahre älter, fiel mir gleich am ersten Tag auf. Die Art, wie er sich gab, seine Manieren beeindruckten mich sehr. Er stellte es immer so an, dass er einige Kunden vorließ, sich eine Zigarette anzündete, um sein Bleiben ausdehnen zu können. Nun gut, dachte ich bei mir, Kunde ist Kunde, bis ich merkte, was er damit bezweckte: Er bat mich um ein Rendezvous.

Ich lehnte diese Bitte mit der Entgegnung ab, ich sei verlobt! Auch wäre mir nach einer Unterhaltung nicht zumute, was natürlich nur als eine Ausrede galt, denn ich hatte vor mir selbst Angst. Ich war 24 Jahre, ein junger Mensch, aber er fragte jeden Tag, und ich sagte zu mir: „Du musst Kraft haben, dem zu entsagen!“ Schrieb an Heinz, erhielt keine Antwort, trotzdem wollte ich vernünftig oder auch anständig bleiben – sei es wie es sei.

Eines Abends stand er mit seiner Cousine Susi im Geschäft und lud mich zu einer Party ein. Sie war eine fesche Blondine und erklärte, es sei ein amerikanischer Klub, denn sie hätten einen Amerikaner als Freund, der sie sehr verwöhnt,

und ich würde es nicht bereuen! Man bekäme dort alles, was das Herz begehrt, und man mache ihr eine Freude mit einer Zusage. Ein paar schwere Seufzer, dann sagte ich zu! So begann es!

Otto Müller war sein Name. Der Klub befand sich im 6. Bezirk in der von Amerikanern beanspruchten Zone. Wien war damals in vier Zonen eingeteilt! Als wir dort ankamen, war ich noch sehr befangen, denn so etwas hatten wir noch nicht gesehen. Alles tanzte wie die Verrückten; die Amis brachten den Rock'n Roll zu uns. Die Musik spielte laut und dies bei gedämpften Licht. Susi hatte einen braunen Typ, denn es waren auch sehr viele Afrikaner anwesend. Dieser hatte uns schon an einem reservierten Tisch erwartet, und er lachte mit seinen weißen Zähnen. Ein Händedruck wie von einem Boxer und doch sehr gewinnend. Zuerst dachte ich mir, was fängst du mit so einem Burschen an? Als er plötzlich in deutscher Sprache sagte, wir sollten uns setzen, war ich erleichtert und hoffte, dass er mein Zaudern nicht bemerkt haben würde. Aber bei Licht? Bald meinte er, nach ein paar Drinks würden wir etwas lockerer werden (Recht hatte er). Und bald darauf tanzten sie wie verrückt, er schwang sie wie eine Puppe herum.

Währenddessen benützte Otto die Gelegenheit mir die Hand zu küssen und sagte: „Ein Danke für dein Kommen!“ Wir prosteten uns zu ... „der Kuss wird nachgeholt“, was mir ein Lächeln entlockte. Als die beiden Tänzer zurückkamen, waren wir schon etwas gelöster, lockerer. Susi erklärte darauf: „Hier gibt es keine Hemmungen, jeder will den

Krieg vergessen!“ Einige tranken mehr, als ihnen gut tat; sie wollten das Heimweh damit hinunterspülen. Keiner durfte sich daneben benehmen. Denn wir hatten dort Polizeischutz, es war die so genannte MP (Militärpolizei), schwer bewaffnet.

Auf die Frage von Otto, ob ich tanzen wolle, erklärte ich: „Nicht hier, da falle ich auf.“ Alle Damen waren modisch gekleidet und sehr geschminkt. Ich war mir da nicht so sicher, aber bei einem langsamen Tanz werde ich auch tanzen. Als dann spielten sie einen English Walz. Die ersten Takte etwas unsicher, aber dann konnten wir zeigen, was wir konnten. Otto war ein guter Tänzer und führte ausgezeichnet. Ich fragte, ob er einen Tanzkurs besucht hätte. Als Susi dies hörte, lachte sie. Er hätte erst ihr das Tanzen beigebracht, dadurch habe er Übung darin. Ich ließ mich führen und verführen!

Es war schon Morgen, als wir lachend nach Hause gingen, manchmal stehen blieben und das taten, was Verliebte tun. Ich glaubte, alles nachholen zu müssen, was ich in den letzten drei Jahren versäumt hatte. Und so glaubten wir, wie so viele auch, wir seien die glücklichsten Menschen. Wir gingen jeden Tag aus, es war eine herrliche Zeit, nur manchmal drückte mich mein Gewissen, wenn ich an Heinz dachte. Was sollte ich machen? Wir waren zwei Monate befreundet, jeden Tag beisammen! (...)

Wir schmiedeten Heiratspläne ...! Die Verlobung mit Heinz hatte ich schon im Sommer gelöst. Fragte nicht, wie es dem Menschen zumute war! Mir kamen nicht einmal Gedanken darüber, dass es mir

leid tun würde. Aber es heißt doch so schön, die Strafe folgt auf dem Fuße! Unsere Liebe blieb nicht ohne Folgen! So werden wir eben heiraten! Otto musste mehrmals ins Rathaus wegen seiner Papiere. Ich war ein ahnungsloser Engel!

Am 8. Dezember 1946 kam er mehrmals ins Geschäft. Da ich aber sehr viele Kunden hatte, kam zwischen uns kein Gespräch zustande. Er kam und ging und dies öfter. Mittags, es läuteten gerade die Glocken, kam er wieder. Endlich konnten wir reden. Fragte ihn sogleich, wieso er nicht im Geschäft sei? Er würde mir dies am Abend erklären. Unwillkürlich musste ich lächeln, aber er war schon wieder bei der Tür hinaus. Doch plötzlich hatte ich ein ungutes Gefühl, dass irgendetwas passieren würde. Ich muss zu ihm! Mit diesem Gedanken bediente ich fortwährend die eintretenden Kunden. In diesem Moment, als es etwas ruhiger wurde, sperrte ich ab, lief zu der Wohnung seiner Tante, nur gefühlsmäßig! Fragte, wo Otto sei? Ob ich es noch nicht wüsste? Er sei zu seiner Frau nach Deutschland gefahren, mit dem Zug um 13.20 Uhr. Aber das schaffe ich nicht mehr. Dabei hätte ich ihn so gerne gefragt, warum er nicht die Wahrheit gesagt hatte? Warum nur? Ich ging grüßlos weg und dachte: „Warum haben alle geschwiegen, warum nicht darüber gesprochen?“

Gertrud JAGOB

wurde 1930 in Wien geboren, sie lebte mit Mutter und Großeltern in einer Wohnung im 16. Gemeindebezirk (Ottakring). 1947 kehrte ihr Vater aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zurück.

„Eine Spirale gegenseitigen Nichtverstehens ...“

Nun kamen auch immer mehr Kriegsgefangene aus Russland zurück. Im Radio wurden, sobald bekannt wurde, dass ein Heimkehrertransport unterwegs war, über das Rote Kreuz die Namen der Glücklichen durchgegeben. Tag und Nacht blieb das Radio eingeschaltet, um nur ja nicht die heiß ersehnte Nachricht zu verpassen. Anfang Dezember 1947 dann, genau zu Krampus, hörten auch wir aus dem Lautsprecher die schon längst erwarteten zwei Worte: Karl Sirkiz. Diesmal also war unser Papa dabei! Der Zug würde heute noch am Wiener Südbahnhof eintreffen! Die Nachricht machte rasch die Runde in der oberen Reinhartgasse, und während Mama und ich uns auf den Weg zum Südbahnhof machten, bereitete das 36er-Haus den Empfang vor. Mein Vater war ja allen bestens bekannt. Egal ob schwere Lasten zu transportieren waren, ein Kurzschluss zu beheben oder etwas anzuschrauben war – jedermann hatte all die Jahre vor und während des Krieges für alle Arten von Hilfeleistung entweder meinen Vater oder Großvater geholt hatte. Und beide waren immer gekommen. Es war ja fast ein kleines Dorf gewesen, unser zerschundenes, zerbombtes, nichts sagendes, kleines Grätzl.

Am Südbahnhof staute sich eine riesige Menschenmenge, meist Angehörige der Heimkehrenden, aber auch Adabeis.

Über Lautsprecher wurde bekannt gegeben, wo sich der Zug befand. Es dauerte sehr, sehr lange, denn in jeder Haltestelle standen Helfer vom Roten Kreuz bereit, um jenen beizustehen, die den Strapazen nicht mehr gewachsen waren. Strapazen sowohl körperlicher als auch seelischer Natur. Doch vor allem ging es um die Verpflegung; heiße Suppe wurde den ausgemergelten Figuren an den Fenstern hinaufgereicht, an der nächsten Station wohl Tee und Brot.

Es hieß, der Zug sei soeben in Wiener Neustadt eingefahren, dann in Baden, dann blieb er lange in Vösendorf stehen. Wie wir später erfuhren, war dorthin Tante Antschi ihrem Bruder entgegengekommen und hatte ihm ebenfalls Brot gebracht. Brot – einfach Brot, auf das man selber verzichtete, war im Winter 1947 noch immer ein Ausdruck besonderer Zuneigung und Liebe. Überall wurden die Männer mit einer Musikkapelle empfangen, die Bürgermeister hielten Reden, und die russischen Befreier überwachten alles, gehörte doch der ganze Osten unserer Heimat bis zur Enns zum Macht- und Besatzungsbereich der Russen, nur Wien war viergeteilt – als Insel mittendrin. Dann hörten wir von ferne den Zug heran pfauchen, die Dampflok zog schwer an den vielen Waggons, die schier kein Ende nehmen wollten. Wieder Begrüßungsworte, Sanitäter und Krankenschwestern standen mit Bahren am Bahnsteig bereit.

In der großen Bahnhofshalle – bzw. dem, was davon übrig geblieben war – war aus Tischen und Seilen eine Art Kordon errichtet worden, durch den die Ankömmlinge durchgehen mussten, Entlassungspapiere ausgehändigt bekamen,

etliche Stempel wurden beim letzten Tisch hineingedrückt, und erst dann konnten sie sich umsehen und ihre neu gewonnene Freiheit zu begreifen versuchen. Es war eine unvorstellbare Zerreißprobe für uns, die wir hier standen und nicht wussten, in welchem Zustand wir unsere Lieben vorfinden würden.

Der Zug der vorbeikommenden Männer drückte so vieles aus; Müdigkeit vor allem, aber auch demütiges Einordnen ins Unvermeidliche. Schlurfenden Schrittes kamen sie heran, mit stumpfen Blicken. Noch stand die Soldateska mit Gewehren in den Händen rundum, und sie hatten gelernt, sich beim Anblick harter Gewehrkolben zu fügen und zu parieren.

Es spielten sich Szenen ab, die man nicht schildern kann. Spitze Erkennungsschreie ertönten da und dort, Schluchzen und Gejammer, sich überschlagende Stimmen riefen immer wieder denselben Namen. Etliche Frauen standen entlang des Spaliers mit Fotos von vermissten Familienangehörigen. Aufkaschierte, große Fotos mit der Aufschrift „Wer kennt ihn?“ oder „Wer weiß was von ihm?“ darunter; auf langen Stangen befestigt, ragten solche auffallend aus der Menge hervor. Rotkreuz-Schwestern rannten hin und her, denn auch so manche wartende Frau brach angesichts des nun langsam näher kommenden traurigen Konvois zusammen. Mama lehnte völlig gebrochen hinter einer der großen Säulen und wimmerte leise vor sich hin.

Zuerst kamen etliche Tragbahnen an uns vorbei, auf denen das lag, was Krieg und Gefangenschaft aus Lebewesen gemacht hatten. Dahinter erschienen Beinampu-

tierte, mühsam sich stützend auf vorsintflutliche Holzkrücken oder gestützt von hilfreichen Händen. Immer wieder musste ein kaum noch als lebendiger Mensch zu erkennender geführt werden, Totenschädeln gleichende Gesichter suchten mit blickleeren Augenhöhlen in der wogenden Menschenmenge nach Halt.

Erst dann kamen die vielen, die noch ohne Hilfe gehen konnten. Ein Aufatmen ging reihum bei jenen Wartenden, deren Männer erst jetzt kamen: „Gott sei Dank“, empfand jede Frau, Mutter, Schwester und Tochter, „er ist bei den ‚Besseren‘ dabei.“ Ich ertrug die Spannung kaum noch – ach, ich kann mich so gut daran erinnern! Mir war brennheiß und zugleich eiskalt, es schüttelte mich, und ich war wie von Sinnen, jeden Moment sollte ich nun meinen so sehr vermissten, geliebten Vater wiederbekommen! Und da, da kam eine müde, gebeugte Gestalt angeschlurft, an der der alte Uniformmantel wie an einem Kleiderbügel hing – war er das wirklich?

Ja, das musste er sein! Ein unkontrollierter Schrei entrang sich meinem gepeinigten Inneren. Nicht mehr Herr meines Tuns stürmte ich vorwärts, alles und jeden beiseite stoßend und schrie und schrie und schrie: „Papa, Papa!“ – immerfort dasselbe. Eine Stimme neben mir sagte: „Machts Platz, die Frau hat an Angehörigen g’sehn!“ Ich durchbrach wie eine Furie die Absperrung und den Militärkordon – und dann hing ich an seinem Hals und schluchzte und streichelte sein knöchiges Gesicht. Ich wich ihm nicht mehr von der Seite. Dann kam Mama hinter der Säule hervor, und ihn stützend, rechts Mama, ich links, so

brachten wir ihn zur Straßenbahnhaltestelle des 118er, der damals noch vom Südbahnhof bis zur Josefstädterstraße über den Gürtel fuhr. Der Kreis war geschlossen: Hier bei der Stadtbahnhaltestelle Josefstädterstraße hatten wir vor Jahren einen Mann in der Blüte seiner Jahre von uns gehen lassen müssen, nun kam er als körperliches Wrack mit irreparablen seelischen Schäden zurück; Verständnis für seine Lage erhoffend, ausgehungert nach Liebe und Nahrung.

Doch wer war für uns da, an den wir uns lehnen konnten, um endlich, endlich auszuruhen, und um die vielen Ängste und Schrecken der letzten Jahre zu vergessen? Eine Spirale gegenseitigen Nichtverstehens (und das Unvermögen mit dem eigenen Ego zurecht zu kommen), begann sich zu drehen, die erst mit seinem Tode zum Stillstand kam. Ganz langsam fand er den Weg zurück in die relative Freiheit. Doch je besser es ihm gesundheitlich ging, desto schwieriger wurde mein Verhältnis zu ihm. Ich war wohl auch zu unerfahren und dachte, jetzt ist er da und nimmt wieder die Geschicke der Familie in die Hand. Ich konnte und wollte nicht verstehen, dass er nun ausschließlich an sich dachte.

Als ich endgültig wusste, dass ich keine Chance hatte, eine Ausbildung als Kindergärtnerin zu bekommen, musste ich mich für einen anderen Weg entscheiden. Ich wollte in die Modeschule Hetzendorf: Das kam überhaupt nicht in Frage. Also wollte ich wenigstens eine dreijährige Fachschule für Schneiderinnen besuchen, die mit einem Abschluss als Meisterin endete. Ich hätte Schulgeld zahlen und für die benötigten Stoffe und Zubehöre aufkommen müssen. Nein,

auch das ging nicht: 60 Schilling monatliches Schulgeld und alle Augenblicke Nähmaterial? Kommt ebenfalls nicht in Frage. Wohnen und essen hätte ich gerade noch umsonst zu Hause können, aber nicht mehr. Aus mein Traum von einem selbständigen Beruf.

An meinen aller ersten Berufswunsch, den ich als Sieben- oder Achtjährige hatte, als ich durch meinen Vater mit dem Wunder Radio konfrontiert wurde und mich die Stimmen, die daraus erklangen, faszinierten, wagte ich tatsächlich nicht einmal mehr zu denken. Was hätte ich erst zu hören bekommen, wenn ich mich getraut hätte, vorzuschlagen, in die Schauspielschule zu gehen, um Radiosprecherin zu werden? Alles, was ich nun hörte, war: „Schau, dass du was verdienst und dich erhalten kannst. Jetzt will ich endlich auch leben! Die schönsten Jahre meines Lebens haben sie mir gestohlen, jetzt komm' ich dran!“ So, jetzt war es heraus. Und wie war das dann eigentlich mit dem oft zitierten Ausspruch: Mein Kind soll es einmal leichter haben!? Immerhin hatten sowohl mein Vater als auch meine Mutter eine abgeschlossene Berufsausbildung erhalten, mir aber verweigerte man diese. Was konnte schließlich ich dafür, dass er so lange in Gefangenschaft war? War ich schuld, dass ich zuerst ein Jahr, dann ein Monat zu jung war, um ins Seminar aufgenommen zu werden? Effektiv schuld war ich aber an allen kleinen und großen Misslichkeiten in unserem Haushalt. War etwas zerbrochen, hatte ich dies verursacht; gab es kein Brot, hatte ich vergessen eines zu kaufen; war nicht aufgeräumt, war ich zu faul dazu gewesen. Ich konnte auf keine wie immer geartete

Unterstützung von Seiten meiner Eltern rechnen. Ach, wenn doch Opa noch da wäre!

Oma ging es auch immer schlechter. Ich war mit kaum 18 Jahren vollkommen auf mich alleine gestellt, wurde dazu angehalten, Geld zu verdienen, womöglich Kostgeld beizusteuern, und im Übrigen hatte ich spätestens um 22 Uhr zu Hause zu sein. Ich hatte das Gefühl, meinen Eltern im Wege zu sein. Mein 18. Geburtstag, der erste seit er wieder bei uns war, wurde von meinem Vater völlig ignoriert. Ich hatte mich so darauf gefreut, doch nicht einmal erwähnt wurde dieser Tag, geschweige denn etwas geschenkt. Meine Großmutter war zu der Zeit schon sehr krank und hilflos; längst vorbei die Zeiten, wo es eine Selbstverständlichkeit war, dass ich von ihr eine selbst gebackene Torte bekam. Nun konnte ich nur noch von meiner liebevollen Kindheit träumen.

Else FRITSCH

wurde 1923 in Wien geboren. Aufgewachsen ist sie in einem Zinshaus am Rande von Grinzing. Für sie sind die beiden ersten Nachkriegsjahre vor allem durch Warten gekennzeichnet – das Warten auf eine Nachricht und die Rückkehr ihres Verlobten Felix aus Krieg und Kriegsgefangenschaft. 1946 kehrte er schließlich zurück, und sie heirateten bald darauf. Damit schließt sie ihre lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen, die sie 2001 in Buchform unter dem Titel „Was kann der Kuckuck dafür“ herausgegeben hat; in ihrer „Nachlese“ resümiert sie in folgender Weise:

„Wie schön war es, auch im Wald den Kuckuck rufen zu hören! ...“

Ein völlig neuer Abschnitt nahm seinen Anfang. Ich war verheiratet, hatte eine Familie, ein ruhiges Leben. Zwar fehlte

es uns noch an vielem, materielle Güter und auch die Nahrungsmittel waren schwer zu bekommen, zumindest was das Zusätzliche bedarf. Um im Schleichhandel etwas zu kaufen, fehlte uns das Geld, das Äußerste, das wir hin und wieder erstanden, war schwarzes Mehl. Unsere Nahrung bestand ohnedies zum größten Teil aus Mehl und Kartoffeln. Das Wichtigste war aber, dass es endlich Ruhe und Sicherheit gab, dass der Krieg und die schwere Zeit danach zu Ende waren, wie hatte ich das herbeigesehnt! – Und wie schwer konnte ich gerade dies verkraften.

Heute, nach so vielen Jahren, erkenne ich mit nüchterner und schrecklicher Deutlichkeit, dass ich den „Krieg“ vermisste. Nein, natürlich war es nicht der Krieg selbst. Krieg ist einfach entsetzlich und zerstörend, sinnlos, wie nichts sonst, was Menschen tun. Aber ich war in den jungen Jahren programmiert worden auf das tägliche Abenteuer, war es auch noch so unangenehm und schrecklich. Wohl mag es auch in meinem innersten Wesen liegen, viel Abwechslung haben zu wollen, intensiv zu leben. Das Gleichmaß der Tage, Wochen und Monate, die „Langeweile“ des Alltags ohne besondere Höhepunkte, war für meine Bedürfnisse abtötend. Ich war eine grüne Witwe, meine Freunde alle in der Stadt, kaum jemand hatte Telefon, wir natürlich auch nicht. Wir hatten nicht einmal ein Radio, mein kleiner Volksempfänger war schon längst kaputt. Natürlich verstand ich das damals nicht, erkannte es nicht, war nur verzweifelt, weil ich mich selbst nicht mehr begriff: Ich hatte den liebsten Menschen, den es für mich gab, gesund

wieder, ich hatte ein Heim, ein Kind, auf das ich mich uneingeschränkt gefreut hatte – und ich war doch nicht glücklich. Damals begannen die ersten schweren Depressionen. Ich sprach mit niemandem über meine Probleme, konnte sie auch nicht klar definieren, und wer hätte mich auch schon verstanden? Felix war dazu so anders geartet als ich, ihm taugte der Alltag, er hatte auch in Bezug auf Vergnügen keinen Nachholbedarf, wie er einmal erwähnt hatte. So fielen auch diese Abwechslungen weitgehend weg, nicht zuletzt dadurch, dass wir ja auch durch das Baby gebunden waren und wenig Geld hatten.

Lange Jahre habe ich nicht gewagt, mit jemandem darüber zu sprechen, dass ich längst erkannt hatte, dass es im Grunde für mich viel tauglicher ist (oder war, denn heute bin älter und viel ruhiger) mit einem gewissen Maß an Unruhe, an Abenteuer, an Abwechslung überhaupt zu leben, selbst im negativen Sinn. Es sei denn, dass mich jemand seelisch quält, das habe ich nie verkraften können. Einmal sprach ich mit einer Freundin darüber. Ich konnte es kaum fassen, dass es auch ihr nach dem Krieg empfindungsmäßig ähnlich ergangen ist. Sie hatte den Krieg sozusagen auf der anderen Seite erlebt, sie war Polin und hatte doch das gleiche emotionelle Vakuum nachher. Heute glaube ich, dass es vielen so gegangen ist, dass sie vielleicht Jahre brauchten, um das ruhige Leben verkraften zu können.

Ich glaube heute zu erkennen, warum viele Jugendliche randalieren, zerstören, opponieren und zu Gewaltakten fähig sind. Das normale Leben ist „fad“, ist

nicht intensiv genug. Ich weiß noch, wie sehr jedes Erleben während der schweren Zeit damals an mir als ganzem Menschen gerüttelt hat. Ich lebte, lebte so eindringlich wie nie vorher und auch nachher. Jedes Glück war doppelt, jede Freude unendlich, jeder Schmerz, jede Angst ging bis an die Grundfesten.

Vor kurzem fand ich alte Briefe aus der Kriegszeit wieder. Ich hatte schon fast vergessen, dass ich sie noch besaß. Sie sind von verschiedenen jungen Männern geschrieben – Freunde, Verehrer –, mit denen ich damals korrespondierte. So unterschiedlich die Briefe auch sind, in einem Punkt gleichen sie sich alle: Kam eine längere Phase der Ruhe (alle Briefschreiber waren Soldaten im Kriegseinsatz), so „wünschten“ sie sich an die Front, weil sie das Gleichmaß der Tage in der Etappe, das „sinnlose“ Dasein nicht ertragen konnten. Es musste etwas geschehen, etwas weitergehen, obwohl sie alle wussten, dass sie an der Front auch der Tod erwarten konnte. Keiner von ihnen war ein Kriegsbegeisterter, alle sehnten sich nach der Heimat und dem Frieden.

In Felix' Briefen habe ich letzteres natürlich auch gefunden; den Drang (und die Unruhe) nach Abwechslung nie. Aus dem Krieg zurückgekehrt, blieb er der ruhige, sichere Hafen, den ich erst in späteren Jahren voll zu schätzen wusste. Wir liebten beide die Natur, und unsere weiten Spaziergänge waren für mich die glücklichsten Stunden.

Wie schön war es, auch im Wald den Kuckuck rufen zu hören!

Emma KÖHLER

wurde 1925 in Wien geboren. Sie absolvierte die Lehrerbildungsanstalt und arbeitete während des Zweiten Weltkriegs als Volksschullehrerin in Schlesien. 1945 kehrte sie nach Wien zurück.

„Das Leben ist kostbar ...“

Schlecht kann ich über diese Zeit erzählen, wie man auch einen verworrenen, bedrückenden Traum nur schwer erzählen kann. Aber, kein Zweifel, sie gehört ja auch dazu. Durch ein Trümmerfeld irren. Wie durch einen ekelhaften, unsicheren Sumpf waten. Keinem Menschen kann man trauen. Die Verwandten, die haben doch mehr gewusst – nichts haben sie mir gesagt. Ja, wir haben Angst vor euch haben müssen, es sind schon Eltern von ihren Kindern an die Gestapo verraten worden. Und auch ohne das, irgendwo hättet ihr euch sicher verplappert. – Ja, vielleicht habt ihr Recht.

Und der Nachbar, wo war der im Krieg, was hat er dort gemacht? War es die Hausmeisterin von nebenan, die uns neulich angezeigt hat – „ein Nazitreffen!“ –, als endlich wieder einmal ein paar Freunde bei uns zusammengekommen sind? Ein paar lustige Volkslieder haben wir gesungen, ja, wir haben ja früher so viel gesungen.

Und übrigens muss ich aufhören, „wir“ zu sagen, das gibt es nicht mehr. Jede irrt für sich allein durch ihr Trümmerfeld. Der Beamte im Stadtschulrat – damals hat er mein Entsetzen über die Einberufung ins Frontgebiet gleichgültig übersehen. Jetzt hat er gesagt: „Nein, natürlich können Sie nicht unterrichten. Sie waren doch auch Nazi. Nein, ich weiß auch nicht, was Sie machen sollen.“

Die meisten Leute haben die Meinung Nummer eins: Wer in der Hitlerzeit aufgewachsen und dressiert worden ist, ist für immer ein Nazi. Oder die Meinung Nummer zwei: Wie charakterlos, jetzt wo es aus ist, wollen sie keine Nazi mehr sein. Dabei weiß ich doch selber nicht: Was hätte ich getan, wenn ich das Schreckliche alles schon früher erfahren hätte? Ein paar Monate, ein Jahr früher, da war ich doch mit 18 schon erwachsen. Wenn ich gewusst hätte, dass bei den vielen Hochöfen, die nachts den Himmel über Polen rot färben, der Feuerschein von Auschwitz dabei ist – nicht weit von uns? Hätte ich mein Leben riskiert, hätte ich was dagegen getan? Und nie im Leben kann ich diese Frage beantworten. Aber ihr, die ihr jetzt über diese Zeit redet, ihr schon gar nicht.

Dass ich – wir, noch einmal wir – nichts davon gewusst haben, Gott weiß es. Logisch, dass Polnisch lernen verboten war! Und Feindsender hören war lebensgefährlich. Ob man mir glaubt, dass ich nichts wusste (man glaubt es übrigens KZ-Opfern), das ist mir jetzt im Alter egal. Aber lange Jahre hindurch war es mir nicht egal. Und wie schwer ist es, sich von Rauschmitteln zu entwöhnen, auch wenn man weiß, dass sie giftig sind! Denn manche Musik, Massenaufmärsche und alles das sind Rauschmittel, und die sowjetische Besatzungsmacht hat uns das noch jahrelang ebenso erfolgreich gezeigt wie Hitler.

Danke, Friedrich Smetana, für deine Moldau! Sie hat mir so geholfen. Trotz vieler Konzertbesuche hatte ich sie noch nie gehört. Im Sommer nach dem Krieg tönte sie aus einem Lautsprecherwagen, und ich dachte: wie herrlich! Jemand

erzählte mir, sie sei zuletzt nicht mehr gespielt worden, weil sich ihre Melodie zu einer Art tschechischer Widerstandshymne entwickelt hatte. Ob das stimmt, weiß ich nicht, aber vielleicht? Auch die Italiener haben ja den Chor aus Nabucco als Anti-Habsburg-Lied verwendet. Jedenfalls dachte ich empört: Was? Das hat man mir unterschlagen? So eine Gemeinheit!

Ja, Gott sei Dank, es ist aus. Keine Fliegerangriffe mehr, niemand kann mich mehr in ein fremdes Land schicken. Aber meine Brüder – gefallen, vermisst –, meine Eltern gebrochen. Eine Freundin ausgebombt, die Nachbarn haben dann noch den Rest geplündert. Eine andere vergewaltigt, angesteckt. Ich hab Glück gehabt, niemand hat mir etwas getan. Sie kann nicht mehr darüber reden, aber ich weiß, dass sie mit einem Rucksack voll Speck und Schmalz tagelang von einer Apotheke in Wien zur nächsten gegangen ist, um vielleicht doch ein Medikament zu kriegen – denn Geld zu bieten war ja sinnlos.

Mein Vater kann mit Leder umgehen und hat einiges zu Haus. Er näht – auch gegen Lebensmittel natürlich – Rucksäcke und Zugriemen für Handwagerln. Die braucht jeder – zum Hamstern, zum Transport von allem Brauchbaren aus den Bombenruinen und für Holz – aus dem Wienerwald oder aus den Trümmern, zum Heizen. Jung wie ich war, litt ich nicht sehr darunter, dass in diesem Winter die Wohnung etwa 15, meine Schlafkammer oft nur zwei bis drei Grad hatte.

Und beim Hamstern kommt es darauf an, dass einen kein Polizist erwischt,

denn der nimmt einem sonst alles weg, wofür man vielleicht seinen Schmuck, ein Paar Schuhe oder einen Pelz hergegeben hat. Angeblich werden die beschlagnahmten Lebensmittel abgeliefert, aber niemand glaubt das. Ich war dabei, wie einer einem Kind eine Tasche voll Kirschen weggenommen hat – an einem Samstag. Die konnten am Montag auf dem Sammelplatz nur mehr verfault sein. Und ich habe ernstlich gefürchtet, einen Wutanfall zu kriegen und ihm das Gesicht zu zerkratzen.

Es gab auch Lichtblicke. Zum Beispiel, als ich zum ersten Mal jemand ganz unbekümmert und ohne Angst sagen hörte: Dieser neue Minister ist ein Trottel! Oder als ein paar ältere Verwandte beisammen saßen und über Politik sprachen, wobei sie sehr verschiedener Meinung waren.

Und ich merkte, dass sie einander trotzdem schätzten und beileibe nicht einsperren wollten. Und Witze über die Besatzungsmächte schossen wie Schwammerln aus dem Boden und entzückten mich, wie früher die so gefährlichen „Flüsterwitze“, für die man leicht verhaftet werden konnte. Und oft teilten Freunde und Verwandte die letzten Wollsträhnen, die letzten Nüsse.

Aber die heimgekehrten jungen Männer! Ich rede nicht von denen, die stolz auf ihre Heldentaten waren und es jetzt als Tattergreise vielleicht noch sind. Solche hatte ich nicht unter meinen Freunden. Nein, jeder, der getötet hatte, töten hatte müssen, der hatte einen Knacks. Kann denn ein Mensch töten, ohne einen Knacks zu kriegen? Ich glaube nicht. Jedenfalls waren sie eher wie verstörte

Kinder als wie junge zukunftsfrohe Männer.

Und so viele waren ja gar nicht mehr gekommen, die Familien trauerten, und die Ungewissheit um Vermisste war auch furchtbar. Es lag eine Wolke von Sorge, Trauer, wohl auch Reue über dem Land, es war schwer, fröhlich zu sein. Und der ständige leise oder lautere Hunger machte es nicht leichter. Ja, auch im Rückblick scheint mir diese Zeit wie ein wirrer, bedrückender, unverständlicher Traum. Und es gibt Träume, an die man sich gern erinnert, und andere, die man abschütteln muss, damit sie einem nicht den ganzen Tag verdüstern.

So einer war das. Und wenn er auch manchmal, selten gottlob, auftaucht mit bösen Bildern aus der Kriegszeit, etwa wenn man Fieber hat oder wenn die Weltnachrichten allzu grausig sind – man muss, man kann doch damit leben. Wie die Gebirgler mit den Lawinen, wie die Menschen neben einem Vulkan. Denn zu glauben, ich könnte einen Krieg „bewältigen“ oder „aufarbeiten“, dazu bin ich nicht Größenwahnsinnig genug. Ich kenne niemanden, der das wirklich kann. Nennt man das „verdrängen“? – Auch recht, bitte schön. Genug, dass man trotz alledem nicht verrückt geworden ist.

Nachsatz: Ein paar von „uns“ treffen sich einmal im Jahr. Erst seit ein paar Jahren können wir – sparsam – über diese Zeit sprechen. Alle haben ihren Platz im Leben, ihre Aufgaben, ihre Freuden gefunden. Niemand ist ohne Schicksalsschläge geblieben, doch alle stimmen überein: das Leben ist kostbar, das Lachen darf man nicht verlernen.

Und warum auch? Immer schon haben Menschen Schreckliches erlebt – Kriege, Pest, Hunger –, und sie haben doch gelacht, gesungen, getanzt, ihre Wohnungen und Geräte geschmückt und ihr Leben geliebt. Und das können wir, hoffentlich, auch.

